

Das Altertum im Leben der Gegenwart

Paul Cauer

Die Sammlung
Aus Natur und Geisteswe

zunehmend über 800 Bände umfassend, bietet wirkliche „Einführung in die Hauptwissensgebiete für den Unterricht oder Selbstunterricht Talen nach den heutigen methodischen Anforderungen, seit ihrem Erst-

(1894)
 Voll
 Mögl
 sie die
 Gebt
 zugleich
 die E
 dürfn
 nie en
 Di
 lässt
 des g
 dem
 auf
 In
 Weis
 benut
 Si
 Hält
 bereit
 Verb
 Al
 die Fi
 man
 die E
 W
 liche
 auch
 gleich
 und



IN MEMORIAM
Charles Luning Green
 Obiit December 23rd 1897.

zu der Verteuerung im allgemeinen wohlfeil.
 Jeder der meist reich illustrierten Bände
 ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Bisher sind zur Kulturgeschichte erschienen:

Primitiv Kultur und allgemeine Volkskunde.

Der Mensch der Urzeit. Vier Vorlesungen aus der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Von Dr. A. Heilborn. 3. Aufl. Mit 47 Abbildungen. (Bd. 62.)

*Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. Von Geh. Dextrat Prof. Dr. O. Steinmann. 3. Aufl. (Bd. 302.)

Allgemeine Volkskunde. 3 Bände. I. Bd.: Feuer, Nahrungserwerb, Wohnung, Schmud und Kleidung. Von Dr. A. Heilborn. Mit 54 Abb. (Bd. 407.) II. Bd.: Waffen und Werkzeug, Industrie, Handel und Geld, Verkehrsmittel. Von Dr. A. Heilborn. Mit 51 Abb. (Bd. 488.) *III. Bd.: Die geistige Kultur der Naturvölker. 2. Aufl. Von Prof. Dr. R. Th. Preuß. Mit 9 Abb. (Bd. 452.)

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Bibliotheksdirektor Professor Dr. O. Steinhäuser. 3. Auflage. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 75.)

Antike Kultur.

Palästina und seine Kultur in 5 Jahrtausenden. Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen dargestellt von Prof. Dr. P. Thomsen. 2., neubearb. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 260.)

Palästina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge. Von Prof. Dr. H. Freyberg von Sodan. 4. Aufl. Mit 1 Plan von Jerusalem und 3 Ansichten des Heiligen Landes. (Bd. 6.)

Antikes Leben nach den ägypt. Papyri. Von Geh. Vortrat Prof. Dr. F. Pfeiffle. Mit 1 Tafel. (Bd. 365.)

Das Griechentum in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Hofrat Professor Dr. K. v. Scala. Mit 46 Abbildungen. (Bd. 471.)

Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Prof. Dr. E. Ziebarth. 3., umg. Auflage. Mit 21 Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln. (Bd. 131.)

Die Religion der Griechen. Von Prof. Dr. E. Samter. Mit Bilderanhang. (Bd. 457.)

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Stalten. Von Professor Dr. F. v. Duhn. 9. Auflage. Mit 62 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel, sowie 1 Plan. (Bd. 114.)

Das alte Rom. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Lichter. Mit Bilderanhang. u. 4 Plänen. (Bd. 306.)

Geschichte der römischen Republik. Von Privatdozent Dr. R. Rosenbergs. (Bd. 898.)

Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdozent Dr. E. Bloch. 4. Auflage. (Bd. 22.)

Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neutraib. 2. Aufl. (Bd. 258.)

Das Altertum, seine kausale und geistige Entwicklung und deren Auswirkungen. Von Studentat Dr. H. Preller. (Bd. 642.)

Das Altertum im Leben der Gegenwart. Von Prov.-Schulrat und Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. P. Cauer. 2. Aufl. (Bd. 856.)

Deutsche Kulturgeschichte und Volkskunde.

Deutschum und Antike in ihrer Verknüpfung. Ein Überblick. Von Oberstudentat Konrektor Prof. Dr. E. Stemplinger u. Studiendirektor Dr. H. Samet. Mit 1 Taf. (Bd. 689.)

Deutsche Volkskunde im Grundriß. Von Prof. Dr. K. Reuschel. I. Allgemeines. Sprache u. Volksbildung. Mit 3 Fig. (Bd. 644.) *II. Glaube, Brauch, Kunst u. Recht. (Bd. 645.)

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Geh. Studentat Prof. Dr. O. Weise. 5., völlig umgearbeitete Aufl. Mit 30 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln und einer Dialektkarte Deutschlands. (Bd. 16.)

Heimatpflege. (Vermögenspflege und Heimatpflege.) Ihre Aufgaben, Organisation und Verwirklichung. Von Dr. H. Dartmann. (Bd. 756.)

Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Baumt Dr.-Ing. Chr. Kana. 3. Auflage. Mit 73 Abbildungen. (Bd. 121.)

Das deutsche Dorf. Von Prof. K. Mielle. 3. Aufl. Mit 51 Abbildungen. (Bd. 192.)

Deutsche Volkstrachten. Von Pfarrer K. Speß. Mit 11 Abbildungen. (Bd. 342.)

Deutsche Feste u. Volksbräuche. V. Prof. Dr. E. Fehle. 2. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 518.)

Das deutsche Volkslied. Von Dr. J. W. Druinier. 6. Auflage. (Bd. 7.)

Die deutsche Volkslage. Übersichtl. dargestellt von Dr. O. Bödel. 2. Auflage. (Bd. 262.)

Das deutsche Volksmärchen. Von Pfarrer K. Speß. (Bd. 587.)

Die deutschen Personennamen. V. Geh. Studentat Dir. R. Böhnisch. 3. Aufl. (Bd. 296.)

Familienforschung. Von Dr. E. Desorient. 2. Aufl. Mit 6 Abb. im Text. (Bd. 350.)

Kultur des Mittelalters.

Mittelalterliche Kulturideale. Von Professor Dr. V. Fedel. 2 Bände. I. Bd.: Heldenleben. (Bd. 292.) II. Bd.: Ritterromantik. (Bd. 293.)

Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Geh. Reg.-Rat Oberschulrat Professor Dr. D. Hell. 4. Auflage. (Bd. 49.)

Der Zug nach dem Osten. Die kolonialistische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Hamps. (Bd. 731.)

Politische Kultur.

- Weltgeschichtliche Entwicklungslinien vom 19. bis zum 20. Jahrhundert in Kultur und Politik. Von Studentat Dr. S. Preller. (Bd. 734.)
Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewusstseins. Von Professor Dr. P. Joachimsen. 2. veränderte Aufl. (Bd. 511.)
Politische Geographie. Von Prof. Dr. W. Vogel. Mit 12 Abb. 1. Text. (Bd. 694.)
Das Deutschland im Ausland vor dem Weltkrieg. Von Prof. Dr. A. Soeniger. 2. Aufl. (Bd. 402.)
Die großen Sozialisten. Von Dr. Fr. Müdler. 4. Aufl. 2 Bände. I. Owen, Fourier, Proudhon. II. Saint-Simon, Pécqueur, Buchez, Blanc, Robbertus, Weitling, Marx, Lassalle. (Bd. 269/70.)
Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Waizer. 8. Auflage. (Bd. 2.)
Klaa und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. Von Harter Dr. phil. A. Pfannkuche. (Bd. 485.)
Kulturgeschichte des Krieges. Von Prof. Dr. K. Weule, Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Vethe, Prof. Dr. B. Schmeidler, Prof. Dr. A. Doren, Prof. Dr. P. Berze. (Bd. 561.)
Große Feldherren. Von Major J. C. Endres. I. Vom Alexander bis zum Tode Gustav Adolfs. Mit Karten. II. Von Turenne bis Hindenburg. Mit 1 Titelbild u. Karten. (687/80.)

Wirtschaftliche Kultur.

- Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert. Von Prof. Dr. Chr. Gruber. Neubearbeitet von Dr. S. Keimlein. 4. Auflage. (Bd. 42.)
Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. Von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. E. Pöhl. 5. Auflage. (Bd. 57.)
Geschichte des Welthandels. Von Realgymnasial-Dir. Professor Dr. M. G. Schmidt. 4. Auflage. (Bd. 118.)
Geschichte des deutschen Handels seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Dir. Prof. Dr. W. Langenbeck. 2. Aufl. Mit 16 Tabellen. (Bd. 237.)
Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Geh. Schulrat Dir. Dr. E. Otto. 5. Auflage. Mit 23 Abbildungen auf 8 Tafeln. (Bd. 14.)
Geschichte des deutschen Bauernstandes. Von Prof. Dr. S. Gerdes. 2., verb. Aufl. Mit 22 Abbildungen. (Bd. 320.)
Grundriß der Münzkunde. 2. Aufl. Bd. I: Die Münze nach Wesen, Gebrauch u. Bedeutung. Von Hofrat Prof. Dr. A. Luschin v. Edenreuth. Mit 56 Abb. im Text. (Bd. 91.)
Bd. II: Die Münze in ihrer geschichtlichen Entwicklung vom Altertum bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. S. Buchenau. (Bd. 657.)

Geistige Kultur.

- Mythik in Heidentum und Christentum. Von Prof. Dr. Edv. Lehmann. 2. Aufl. Vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Anna Grundtvig geb. Quittenbarin. (Bd. 217.)
Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Unter Mitwirkung von Geh. Rat Prof. Dr. E. Seyd dargestellt von Geh. Hofrat Prof. Dr. S. Voll. 2. Aufl. Mit 1 Sternkarte und 20 Abbildungen. (Bd. 698.)
Okkultismus, Spiritismus und unterbewusste Seelenzustände. Von Dr. A. Baerwald. (Bd. 560.)
Ideosophie u. Anthroposophie. Von Privatdoz. Studentat D. W. Bruhn. (Bd. 775.)
* Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Prof. Dr. J. Paulsen. 5. Aufl. Von Stadtrat Prof. Dr. J. J. sehen. Mit 1 Bildn. Paulsens. (Bd. 99/100.)
Das deutsche Studententum von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von Dr. W. Bruchmüller. (Bd. 477.)
Der Leipziger Student v. 1409 bis 1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)
Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Geh. Schulrat Dir. Dr. E. Otto. 3. Aufl. Mit 12 Abb. im Text. (Bd. 45.)
Die deutsche Frauenbewegung. Von Dr. Marie Bernhays. (Bd. 761.)
Gesellschaft und Geselligkeit in Vergangenheit und Gegenwart. Von Susanne Trautwein. (Bd. 706.)
Christ und Buchwesen im alter und neuer Zeit. Von Geh. Studentat Professor Dr. D. Weise. 4. Auflage. Mit 28 Abbildungen. (Bd. 4.)
Das Zeitungswesen. Von Dr. S. Dietz. 2., durchgesehene Aufl. (Bd. 328.)
Das Theater. Vom Altertum bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Chr. Wehde. 3. Aufl. Mit 17 Abbildungen. (Bd. 230.)
Der Schauspieler. Von Prof. Dr. Ferd. Gregori. (Bd. 692.)

Die mit * bezeichneten und weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

356. Bändchen

Das Altertum im Leben der Gegenwart

Aus Vorträgen

Von

Paul Cauer

Zweite, vielfach verbesserte Auflage



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1915

Copyright 1915
by B. G. Teubner in Leipzig.

Printed in Germany.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

9/6/18

Meiner Schwester

Marie

1881

1911

Green, Harriett, 23

MAR 28 '24

(RECAP)
2371
245

534895

Vorwort.

„Die Kulturmission des klassischen Altertums in unserer Zeit“ war der Gegenstand einer einstündigen Vorlesung, die an der Westfälischen Wilhelms-Universität im Sommer 1908 für Studierende aller Fakultäten gehalten wurde. Als die Aufforderung des Herrn Verlegers an mich erging, daraus ein Bändchen seiner Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ werden zu lassen, war ich eben im Begriff, denselben Stoff in beschränkender Auswahl und etwas geänderter Gruppierung in einer Reihe von fünf nicht-akademischen Vorträgen noch einmal zu behandeln. Diese Vorträge „über das klassische Altertum, an die Gebildeten unter seinen Verächtern“, haben im Winter 1908/09 vor einer kleinen, auserlesenen Zuhörerschaft in Münster stattgefunden. Ihnen entspricht, was im folgenden geboten wird, nach Inhalt und Gedankengang; manches einzelne ist weggelassen oder hinzugefügt und, da die Vorträge nicht ausgearbeitet waren, der ganze Wortlaut erst für den Druck frisch entstanden. Bei der letzten Feststellung hat wieder Ewald Bruhn, indem er eine Fahrenkorrektur las und mit seinen Bemerkungen begleitete, freundschaftlich und verständnisvoll mitgewirkt.

Das Buch, das ja nun der Öffentlichkeit angehört, wird man vielleicht ein apologetisches nennen; das kann ich nicht hindern, möchte jedoch meinerseits hinzufügen, daß es eine Verteidigung nur insofern sein soll, als deren wirksamste Form der Angriff ist. Die alten Sprachen und Literaturen werden sich mit der bloß noch geduldeten Stellung, die sie zurzeit in unserm Bildungswesen einnehmen, auf die Dauer nicht begnügen. Soll es aber einmal anders werden, so ist das nur auf dem Wege möglich, daß sie zunächst an den Interessen der erwachsenen Männer und Frauen, an dem Lebensinhalt, der Lektüre, dem Gedankenaustausch einer geistig bewegten Gesellschaft wieder größeren Anteil gewinnen. An Merkzeichen dafür, daß etwas derart im Werden ist, fehlt es nicht. Einen Beitrag in dieser Richtung wollen auch die folgenden Blätter geben.

Wer sich die Mühe nähme, was darauf steht, mit früheren Äußerungen des Verfassers über dasselbe Thema zu vergleichen, würde bei aller Bestimmtheit der Grundanschauungen vieles ver-

ändert finden und Spuren einer auch persönlichen Entwicklung unschwer erkennen. Danach freilich brauchte ich nie zu fragen, ob die Alten imstande seien, die Jugend unserer Zeit und unseres Volkes innerlich zu berühren, auf ihr Denken und Empfinden klärenden, vertiefenden, befreienden Einfluß zu üben; daß sie das vermögen, war im Verkehr mit dieser Jugend dem Lehrer eine unmittelbare, stetige Erfahrung. Worin aber solche Wirkung eigentlich ihren Grund habe, das galt es herauszufinden, wenn anderen davon glaubhaft mitgeteilt werden sollte; und mit diesem Suchen hoffe ich im Laufe der Jahre manches Stück weiter gelangt zu sein. Dazu, daß mir der pädagogische Wert der Forderung, welcher das Schlußkapitel gewidmet ist, — „Traditionsforschung“ — recht deutlich zum Bewußtsein kam, gaben im Sommer 1908 die Gespräche eines norwegischen Gelehrten den Anstoß, mit dem ich am Ostseestrande ein paar schöne Abendstunden gemeinsam verbrachte. Ein im Dezember des folgenden Jahres in Berlin gehaltener, nachher auch gedruckter Vortrag entwickelte diese Forderung als Programm; von dort sind einige Sätze hier wörtlich herübergenommen. Freilich wäre es möglich gewesen, den gewonnenen Hauptbegriff nun an den Anfang zu stellen und aus ihm alles Weitere abzuleiten; zweckmäßiger schien es doch, die Gedanken in der Reihenfolge, wie sie im Grunde erlebt waren, vorzutragen. Wer es etwa bei Erzählungen liebt, sich bald mit dem Ende bekannt zu machen, um nachher bei ruhiger Lektüre immer gleich zu wissen, wo alles hinaus will, dem bleibt es ja unbenommen, hier ähnlich zu verfahren. Für das Buch selber, das doch überall der Tyrannei formulierter Ansichten entgegenzuarbeiten und den Blick auf das allmähliche Werden der Begriffe, der Denkweisen hinzulenken sucht, war es zu sehr das Gegebene, dieses Grundverhältnis auch in der eigenen Darstellung hervortreten zu lassen.

*

Die nach wenig mehr als drei Jahren notwendig gewordene neue Auflage gab Gelegenheit manches zu bessern und zu ergänzen. Eingreifendere Umgestaltung hat der letzte Teil des Kapitels „Bildende Kunst“ erfahren, in Übereinstimmung mit den entsprechenden Abschnitten der *Palaestra vitae*; für die nach dieser Seite hin gegebene Anregung sei auch hier meinem Kollegen Friedrich Koepp herzlicher Dank gesagt.

Daß der Titel des Buches den Grundgedanken nicht scharf zum Ausdruck bringe, ist in einigen Rezensionen wohl mit Recht erinnert worden. Vielleicht wäre treffender gewesen: „Das Altertum im Denken der Gegenwart.“ Denn die Absicht war und ist ja nicht, die Stellen zu sammeln, an denen im äußeren Leben heute noch Zeugnisse und Spuren der Antike zu erkennen sind; sondern als Bestandteil unseres geistigen Lebens sollte sie gewürdigt werden. Dies in doppeltem Sinne: zunächst mußte gezeigt werden, wie das Altertum im Lichte moderner Wissenschaft, vom Standpunkte philologisch-historischer Betrachtung aus sich darstellt; und diese Schilderung mochte dann hoffen, ihrerseits etwas zu dem beizutragen, was einen lebendigen Gemeinbesitz unsrer Zeit ausmacht. Zugleich als Gegenstand und als Element des Denkens der Gegenwart sollte das Altertum den Lesern zum Bewußtsein kommen. Aber der geänderte Titel hätte auch wieder erst einer Erläuterung bedurft; da schien es einfacher, die ursprünglich gewählte Form beizubehalten und die Erläuterung, wie hier geschehen, unmittelbar zu geben. Zugleich ist darauf Bedacht genommen, daß in den Übergängen und im Schluß der Zusammenhang der Teile und der Plan, der sich durch das Ganze hindurchzieht, etwas ausgesprochener hervortritt. Dabei wird es allerdings wohl bleiben, daß ein Buch dieser Art einen wesentlichen Teil seiner Wirkung in solchen Gedanken hat, die es nicht eigentlich mitteilt, sondern in einem empfänglichen Leser zu wecken vermag. —

Der Text war fertig gedruckt, als das weltgeschichtliche Ereignis hereinbrach, das nun auf einmal alle Gedanken deutscher Männer und Frauen, des Alters wie der Jugend in Anspruch nimmt. Während durch die zusammengefaßte Kraft unseres Volkes das Gewaltigste geschieht, hat niemand Sinn und Muße, sich in die Vergangenheit zu versenken und längst Geschehenes zu betrachten. Auch dafür mag die Zeit einmal wiederkommen. Heute sehen wir mit ehrfürchtigem Staunen, wie der Grundsatz, zu dem sich auch dieses Buch, indem es keine bloße Verteidigungsschrift sein wollte, schon im ersten Vorworte bekannt hat, aufs neue da, wo sein eigentliches Feld ist, leuchtend sich bewährt.

Münster i. W., im August 1914.

Paul Gauer.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
Rückwärts — oder Vorwärts?	1
Römer und Griechen	5
Hellenistisch und Klassisch	18
Bildende Kunst	27
Berbau	42
Homer	47
Die Tragödie	59
Wissenschaft	75
Sprache	89
Mensch und Staat	104
Traditionsforschung	121
Literatur	129

Rückwärts — oder Vorwärts?

„Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wird tyrannisch; daher die Vorteile, die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachteile verwandeln. Man kann deshalb eine jede Institution verteidigen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzutun weiß, daß alles, was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.“ Läßt sich dieses Wort Goethes (Sprüche 63) auch auf die aus Römern und Griechen geschöpfte Geistesbildung anwenden? Dem ersten Satze würde keiner ihrer Gegner widersprechen; aber trifft auch der zweite zu? — Ja und nein

Zunächst nein. Die lateinische Literatur und durch ihre Vermittlung die griechische waren im Mittelalter und bis ins 16. Jahrhundert hinein die Quelle aller Wissenschaft; auch wer Physik und Medizin studieren wollte, studierte die Alten. Daß man verpflichtet sei die Wissenschaft weiter zu fördern, war nicht die Meinung; man glaubte, ein braver Mann tue genug, die Kunst, die man ihm übertrug, gewissenhaft und pünktlich auszuüben. Das wurde anders in der Zeit der Renaissance. Im Aufleben aller Kräfte des Geistes lebte auch der Forschungstrieb auf. Gleichzeitig ging man dazu über, kunstmäßig die Werke der Alten nachzubilden, aber noch in ihrer Sprache. Unter den formgewöhnenden Einflüssen dieser Übung erstarkten allmählich die modernen Sprachen und entwickelten ihre eigene Literatur, später als anderwärts in Deutschland, im 18. Jahrhundert; und nun war die alte Sprache nicht mehr das Mittel, worin man selbst zu dichten und die eignen Gedanken vorzutragen bestrebt war, sondern die Alten gaben die Vorbilder für Ausarbeitung von Kunstwerken in der Muttersprache. Lessing, Goethe, Schiller wußten in dieser Weise das Altertum lebendig wirksam zu machen. Aber sie blieben natürlich nicht bei der Form stehen, so sehr sie diese schätzten, sondern vertieften sich in die Gedanken der Alten. Und da entdeckten sie wieder etwas Neues, was das Altertum den Menschen geben konnte, wie es am klarsten Wilhelm von Humboldt ausge-

sprochen hat. Bei den Griechen fand man das Menschentum in seiner reinsten, edelsten Gestalt; am Bilde der Griechen die nachwachsenden Geschlechter zu erziehen, das war jetzt die Aufgabe. Von solcher Grundansicht aus ist im 19. Jahrhundert das deutsche Bildungswesen organisiert worden.

Doch eben dieses Jahrhundert brachte Fortschritte nach ganz anderen Richtungen. Die Naturwissenschaft hielt ihren Siegeszug und schuf ein geändertes Weltbild, in dem sich zurechtzufinden für jeden Mitlebenden wichtiger scheinen mochte als an den Idealgestalten einer vergangenen Zeit das Auge zu weiden. Wirtschaftlicher Wettkampf nahm immer mehr Kräfte in Anspruch und steigerte sie in erfolgreicher Betätigung. Auf dem Schlachtfeld in blutigem Ringen gewann sich unsre Nation den verlorenen Platz unter den Völkern Europas zurück. Und als sie daran ging, die damit zugleich gewonnene neue Form des politischen Daseins auszubauen, erwuchs ihr im Innern ein anderer Kampf, der Interessen und der Weltanschauungen, schwerer vielleicht als jener und jedenfalls länger während; denn in ihm sind wir noch begriffen. Ist es zu verwundern, wenn einem Geschlechte, dem die nächsten Aufgaben des eignen drängenden Lebens zu schaffen machen, ein Fernes, das der Muse einen schönen Inhalt geben könnte, müßig erscheint?

Derselbe Sinn für das Wirkliche, der die Gedanken der Vielen vom Altertum ablenkte, wurde auch in der kleineren Zahl derer mächtig, die nun doch fortführen es zu betrachten, und wandelte das Bild, das sie von dort empfangen. Zu den Büchern, die hierzu beigetragen haben, gehört die Griechische Geschichte, die — seit 1846 — von einem Londoner Bankier, George Grote, verfaßt war. Mehr und mehr mußten auch bei uns ein erstarkendes Wirtschaftsleben und der größere Reichtum an eignen politischen Erfahrungen die Augen der Gelehrten so einstellen helfen, wie es nötig war, um durch den Schleier der Tradition hindurch in den Ruhmestaten der Alten das Tatsächliche zu suchen. Mit Ciceros Heldengröße war Drumann scharf ins Gericht gegangen; Mommsens glänzende Darstellung führte dazu, daß es fast wie eine Pflicht jedes Gebildeten erschien, über einen Staatsmann zu spotten, der keine selbständige Ansicht oder gar Einsicht, nicht einmal eine bestimmte Absicht gehabt habe. Auch sein großes Vorbild blieb nicht in dem Glanze stehen, in dem unsere Väter es zu sehen gewohnt waren: es erwies sich, daß Demosthenes

nicht so erhaben gefinnt, so von reinstem Patriotismus erfüllt gewesen war, wie er selbst sich gibt, sondern eigennütigen, unreinen Motiven mehr als zugänglich. Und wie enthüllte sich im Lichte moderner Wissenschaft das athenische Volk! Durch den Vergleich mit politischen Körperschaften der Gegenwart wurde der Demos, mit dem ein Perikles zu regieren hatte, den Geschichtsforschern wie in greifbare Nähe gerückt; aber was man an Verständnis gewann, ging an Bewunderung verloren. Überall in der Geschichte der Griechen wie der Römer schob sich an die Stelle des Ideals, an das man geglaubt hatte, eine irdische Wirklichkeit, in der es menschlich, oft allzu menschlich hergegangen war.

Dieser Umschwung hätte sich nicht vollziehen können ohne manche Veränderung im Urteil über die Männer, die uns von dem Leben der Alten berichtet haben. Daß Tacitus sine ira et studio geschrieben habe, schien von ihm selber bezeugt, und Jahrhunderte hatten es nicht bezweifelt; nun wurde aus dem, was er selbst widerwillig mitteilt, ihm nicht nur Parteilichkeit nachgewiesen, sondern eine Schwäche des Verständnisses für den Fortschritt im Staatsleben. Ähnliches widerfuhr den griechischen Geschichtschreibern, nicht einmal Thukydides ausgenommen, und weiter den Dichtern. Hand in Hand mit der sachlichen Kritik ging überall eine solche des Stils und der Sprache. In vergleichender Betrachtung verloren Latein und Griechisch ihre Sonderstellung. Verwandtschaft, Abstammung, Entwicklung waren Begriffe der Naturwissenschaft; indem man sie auf das Leben der Sprachen anwandte, erwachte die Vermutung, ja die Forderung, daß auch im einzelnen deren Veränderungen nach Naturgesetzen sich vollzogen hätten. Der Versuch, solche durchzuführen, ergab nun doch eine Fülle von Ausnahmen, die wieder erklärt werden mußten; und so erkannte man die Macht des psychologischen Momentes auf diesem Grenzgebiete von Geist und Natur. Um die logische Vollkommenheit der beiden alten Sprachen war es ebenso geschehen wie um den absoluten Wert, der den in ihnen geschaffenen Werken als Mustern des Geschmacks einst beigelegt worden war.

Je deutlicher solche Resultate der Forschung hervortraten, desto klarer schien es zu werden: einen erzieherischen Einfluß könne das klassische Altertum nicht mehr ausüben; denn zum Erziehen gehöre Autorität, und die sei hier für immer zerstört. Und doch mochten die, welche mit ihren Gedanken in ihm lebten, von der Hoffnung

nicht lassen, daß es auch in unserer Zeit noch eine Macht sei. Von der zeretzenden Arbeit der Wissenschaft brauche ja die Stätte der Erziehung, die Schule, nicht unmittelbar berührt zu werden. Ohnehin handle es sich in den meisten Fällen noch nicht um gesicherte Ergebnisse, sondern um Hypothesen. Solange um die gestritten werde, könne und müsse der Unterricht an der normativen Geltung der Alten festhalten, müsse die Grammatik ihrer Sprachen in lückenlosem Aufbau zeigen, ihre Staatsmänner und Schriftsteller als erhabene Vorbilder bewundern lassen, aus ihren Dichtungen und Kunstwerken die ewigen Gesetze des Schönen und Wahren ableiten. Der Jugend sei es natürlich, verehrend sich hinzugeben. Dieser gesunde Trieb verlange Nahrung; und die könne, wenn nur die Lehrer auf ein vorzeitiges Hereinziehen der Wissenschaft verzichteten, auch heute nirgends besser als bei Griechen und Römern gefunden werden.

So dachten, so denken viele — und mühen sich vergebens. Nur das kann auf die Jugend nachhaltigen Eindruck machen, was auch dem reifen Alter etwas bedeutet; sonst merkt sie den Unterschied und wird mißtrauisch. Und wie soll sie innerlich ergriffen werden, wo der Lehrer eigenen Zweifel, gar eigenes Wissen unterdrücken muß? Auch in der Kirche versucht man ja, ein Dogma, so wie es verstorbene Geschlechter geformt haben, für das lebende als Gesetz zu bewahren; die Erfolge, die damit erzielt werden, locken nicht zur Nachahmung. Wirken kann man nur da, wo man auch selber bereit ist Wirkungen zu empfangen. Eine geistige Macht, die an der Gedankenbildung unsrer Zeit mitarbeiten will, darf nicht wie etwas Starres und Fremdes aus der Vergangenheit hereintragen, sondern muß selbst im Leben der Zeit mitten inne stehen.

Eben dies aber ist der Fall der Altertumswissenschaft, wie sie nun geworden ist. Mit ihrem Streben nach unbefangener vergleichender Würdigung, ihrer entwicklungsgeschichtlichen Auffassung dessen, was die Alten gewesen sind und geleistet haben, ist diese Wissenschaft so recht eine Bürgerin der eignen Zeit, und gerade dadurch imstande, das Wesen dieser Zeit vernehmbar, sichtbar zu machen. Wenn Griechentum und Römertum für uns nicht mehr dasselbe bedeutet wie für die Zeitgenossen Schillers und Humboldts, so heißt das nicht, daß es uns weniger bedeutet: nur etwas anderes. Die neue Bedeutung — die wievielte im Wandel der Zeiten? — gilt es zu suchen. Vergebens, daß man eine unaufhaltsam fortschreitende Be-

wegung zurückzudrängen sich anstremmt und außerhalb der Wissenschaft Werturteile zu verbreiten fortfährt, die innerlich überwunden sind. Wissenschaft ist die Lebenslust aller höheren Bildung, sowohl der in der Schule gebotenen als der mannigfaltigeren und reicheren, die ein gereifter Mann, eine denkende Frau selbst sich gewinnen. Eine Darstellung des Altertums, die dazu etwas Selbständiges beitragen will, darf der Wissenschaft nicht widerstreben, auch nicht ängstlich von ferne der vordringenden folgen. Nicht Resultate soll sie abwarten, sondern Probleme erfassen: in denen ist das Leben.

„Er selber hat's gesagt“: mit diesem kurzen Worte pflegten, wie überliefert ist, die Schüler des Pythagoras die Richtigkeit eines Satzes zu begründen. Ob das wahr ist und, wenn es wahr sein sollte, wieviel Verantwortung dafür den Meister trifft, können wir nicht wissen. Die schlimmsten Gesinnungsgegner eines großen Mannes sind zu allen Zeiten unter denen gewesen, die berufsmäßig seinen Namen bekannten; das gilt von Aristoteles wie von Lessing, von Luther bis empor zu Christus. Etwas anderes als Zufall ist es doch, daß von Sokrates ähnliches nicht erzählt wird und nicht erzählt werden konnte. Zu offenkundig war es, daß er nicht darauf ausging, Ansichten mitzuteilen, sondern Fragen hervorzuloden. Und wo hat ein Menschenbildner tieferdringende, eigenartigere Wirkung ausgeübt als er?

Wir beginnen mit denjenigen Teilen des Altertums, die uns näher liegen, um von da zum Ferneren, zum Ursprünglichen aufzusteigen.

Römer und Griechen.

Konjunktiv und Konful schreibt man heute, aber Alcibiades, Circe, wohl gar Chyloph, während doch das *k* dem lateinischen, das *c* dem griechischen Alphabete fremd war: woher diese unglaubliche Mischung? — Als für die preussischen Schulen im Jahre 1880 die Orthographie neu geordnet wurde, ging man darauf aus, in Eigennamen und Fremdwörtern das *c*, das an römische Herkunft erinnerte, auszumerzen und das, wie man meinte, deutsche *k* dafür einzusetzen. Die Änderung ließ sich überall da ohne Schwierigkeit durchführen, wo die Aussprache nicht davon berührt wurde; aber Lakadämon, Thukydides hätte man doch auch so sprechen müssen, und dagegen sträubte sich die Gewohnheit. So begnügte man sich,

die Spur lateinischer Einkleidung, wo sie nichts zu bedeuten hatte, weggerischt zu haben, und hielt sie ängstlich fest, wo die Wirkung mehr ins Innere gedrungen war: man schrieb und sprach Centaur und Herkules, Konon und daneben Einwon. Dies war denn doch gar zu widersinnig. Und so kamen konsequenter denkende Leute — nicht zuerst in der Schule, aber z. B. die Herausgeber des Meyerschen Konversations-Lexikons — zu dem Entschlusse, die dem Griechischen gemäße Schreibweise auch dort einzuführen, wo damit dem Leser eine Umgewöhnung in der Aussprache zugemutet wurde: Lukian, Chalkidike, Rhythera. Sollen wir uns dem fügen? einem zufälligen äußeren Anlaß zu Liebe unsere Sprechweise ändern, so daß manche uns in bestimmter Form vertraute Namen ein neues, fremdartiges Lautbild gewinnen?

Die lateinischen Wortformen sind Überrest aus einer Zeit, da Latein die allgemeine Gelehrtensprache war, in der mündlich wie schriftlich die Erläuterungen auch zu griechischen Autoren gegeben wurden. Und noch in anderem Sinne bildete die römische Bearbeitung ein Medium, durch das hindurch man zu den Griechen gelangte. Die Geschichte wie die Gedanken des fernerstehenden Volkes wurden den Lernenden in der Darstellung zuerst bekannt, die sie durch Römer gefunden hatten: die Helden der Perserkriege aus Cornelius Nepos, die Götterfagen aus Ovids Metamorphosen, die Lehren Epikurs und der Stoa aus Ciceros philosophischen Schriften. Das ist anders geworden: wir stehen heute der griechischen Welt unmittelbar gegenüber. Neptun, Juppiter, Minerva sind gegen Poseidon, Zeus, Athene zurückgetreten. Nehmen wir einen ersten Druck von Beckers Erzählungen zur Hand, so berührt es uns schon wie etwas Fremdes, daß wir den Ulysses genannt finden, den wir als Odysseus kennen. „Weh' dir unseliges Mycen!“ so spricht Orestes bei Goethe; aber „mykenische Kultur“ ist heute jedem geläufig. Die Ausgrabungen haben diesen Begriff erst geschaffen, als unsere Altertumswissenschaft das lateinische Gewand schon abgestreift hatte. Von selbst wird es dahin kommen, daß auch jene letzten Reste beseitigt werden, daß ein „Ajax“ des Sophokles ebenso undenkbar ist wie ein „Merkur“ des Praxiteles, daß wir Herakles und Kirke sagen und vor einem Kyklopen keine Scheu empfinden.

Außerer Anlaß und innerer Grund haben hier in gleicher Richtung gewirkt. Nicht nur von einer sprachlichen Hülle hat sich die Wissen-

schaft befreit, sondern von beengender Auffassung, indem sie immer mehr zum Kern, zum Ursprung, zu den Anfängen der Entwicklung vordrang. Gelehrte Forschung und ästhetische Würdigung haben eine der anderen geholfen: für beide stehen heute die Griechen im Vordergrund. Was den Zeitgenossen Friedrichs des Großen Vergil war, ist uns Homer; die Weltanschauungen griechischer Denker aus der Quelle kennen zu lernen ist kein Vorrecht der Gelehrten mehr. Den sichtbarsten Wandel haben die Vorstellungen von bildender Kunst durchgemacht: wenn Winkelmann und Goethe die Werke römischer Nachahmer bewunderten, so haben Günst des Schicksals und menschliche Tatkraft uns in den Stand gesetzt, den schöpferischen Sinn der Griechen fast bis zu seinem ersten Erwachen hinauf zu verfolgen.

Aber ist es nun überhaupt noch der Mühe wert sich mit den Römern zu beschäftigen? Dem Gelehrten mögen im einzelnen Aufgaben genug bleiben; was geht das den an, der vor allem den Wunsch hat sich an den Schöpfungen der Alten zu erfreuen, und der in ihnen am liebsten eben das Ursprüngliche aufsucht? Aus den Keimen des Wachstums, das bis in die Gegenwart hineinreicht, die Kultur, die uns umgibt, zu verstehen, ist dabei die Absicht. Die Römer sind es gewesen, die den Zusammenhang vermittelten; nun sind wir zu den Griechen hindurchgedrungen: bedeuten jene auch heute noch selbständig etwas für unser Geistesleben? —

Zunächst ist lateinische Überlieferung vielfach deshalb unentbehrlich, weil griechische Werke, die uns das Gleiche bieten könnten, verloren sind. So wird das Lehrgedicht des Lukrez, *de rerum natura*, immer ein kostbares Stück der philosophischen Literatur bleiben. Mit Begeisterung ist darin eine, wie der Verfasser glaubt, befreiende Lehre dargestellt, die mechanische Welterklärung Epikurs, eine Lehre, durch die alle ängstlichen Wahnvorstellungen gebannt werden sollen. *Tantum religio potuit suadere malorum!* ruft er zurückblickend aus; und wenn wir die Jahrhunderte christlicher Geschichte mit ihren Religionskriegen, Ketzerverfolgungen und Hexenprozessen überschauen, so empfinden wir mit ihm. Der Grundgedanke gibt dem ganzen Werk eine ernste, ja trübe Stimmung. In geistiger Umnachtung soll der Dichter gestorben sein (55 v. Chr.). Rommisen vermochte, bei aller Anerkennung eines ungemeinen Talentes, nur zu bedauern, daß hier Kunst und Leben an den undankbarsten Stoff verschwendet worden seien. Ein geistreich geprägtes Urtheil findet

leicht Nachsprecher; es fehlt doch nicht an großen Männern, denen Lukrez etwas gewesen ist. Goethe schätzte bei ihm die Einbildungskraft, „die das Angesehene bis in die unschaubaren Tiefen der Natur verfolgt“; Friedrich der Große las ihn mit Vorliebe während des Siebenjährigen Krieges. Das dritte Buch — von der Seele, von ihrer Endlichkeit und vom Tode — war ihm wie ein strenges, resignierendes Evangelium. Aber es bedarf gar nicht der Zeugnisse, seien sie noch so gewichtig. Wer heute unbefangen das Gedicht auf sich wirken läßt, muß erstaunt sein zu sehen, wie alle wesentlichen Gedanken des modernen Materialismus schon im Altertum lebendig waren. Lukrez und Häckel: für wen ist die Übereinstimmung ehrenvoller? Man möchte meinen, für den Alten, oder für seine noch älteren griechischen Lehrmeister, die bei viel bescheidenerer Naturerkenntnis, als für uns erreicht ist, schon den Mut und die Folgerichtigkeit des Denkens besaßen, ein Gesamtbild der Welt und ihres inneren Zusammenhanges daraus aufzubauen. *Duo si faciunt idem, non est idem*; auch wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe. Hier, von metaphysischem Hunger getrieben, ein kühn der Forschung vorausseilender Glaube; dort ein mit Tatsachen gesättigtes System, das sich dünkt, wissenschaftlich bewiesen zu sein. Aber auch diesem System werden wir gerechter durch die Vergleichung: wir haben es nicht damit abgetan, daß wir die Lücken in der Beweisführung aufdecken; es bleibt, was es von Anfang gewesen ist, eine Weltanschauung, die als solche geprüft, und das heißt: zu Ende gedacht werden will.

Ein heitres Bild: das Lustspiel auf der Bühne. Wie hoch immer der Gewinn zu schätzen ist, den uns die Auffindung einiger hundert Verse aus Menander gebracht hat, so bleibt es doch vorläufig dabei, daß uns eine volle und leibhafte Anschauung von dem Wesen der späteren attischen Komödie die beiden Römer geben, Plautus und Terenz, Zeitgenossen des älteren und des jüngeren Scipio. Daß sie an Erfindung nicht viel hinzugetan haben, sagen sie selbst in ihren Prologen: *Philemo scripsit, Plautus vortit barbare*. Terenz verteidigt sich mehr als einmal wegen des Vorwurfs, daß er aus mehreren griechischen Stücken den Stoff zu einem verarbeitet habe; das war also etwas Neues und galt eigentlich nicht für erlaubt, während an der vollständigen Herübernahme eines fremden Werkes niemand Anstoß nahm. Was sie von den Griechen empfangen hatten,

ist dann durch die Jahrhunderte weitergegeben worden und lebt heute noch. Die Gestalten des Lustspiels: der leichtsinnige Sohn, das zärtliche, allzusehr vertrauende Mädchen, der treue Vormund, der engherzige Alte, der zudringliche Hausfreund, der hilfsbereite, unredliche Diener: sie waren damals für immer geschaffen. In der „Komödie der Irrungen“ wirkt ein plautinisches Stück fast unmittelbar noch auf uns. Shakespeare hat dem Zwillingspaar der Menächmi — wohl dem ältesten Beispiel dieses Motives in der Literatur — ein zweites, der beiden Diener, hinzugefügt, hat auch sonst die Verwicklung noch etwas toller gemacht. Und doch, wenn man beide Werke aufgeführt sieht, das römische in der meisterhaften Übersetzung von Carl Bardt, so hat man von diesem den Eindruck grobzügiger Zeichnung, wie in einem Bilderbuch für Kinder, gegen feinschattierte, lebentäuschende Ausführung. Auch in Lessings „Schaz“ (nach dem Trinummus des Plautus, dem Thesauros des Philemon) ist uns ein Beispiel antiker Situationskomik durch die Bearbeitung nähergebracht. Von ganz anderer Art ist Plautus' *Mulularia*, ein Charakterstück, wahrscheinlich auf Menander zurückgehend und seinerseits das Vorbild für Molières Geizigen. Köstlich im 5. Akte zu lesen, wie der junge Lykonides den Euklio um die Hand seiner Tochter bittet und zögernd spricht, mit schlechtem Gewissen, weil er voreilig die Gunst des Mädchens schon genossen hat, während der Alte nur an die Kanne mit Gold denkt, die ihm entwendet ist, und den Verzeihung Suchenden so versteht, als habe er sich an dieser vergrißen. Molière hat diese Szene nachgebildet (V 3). Bei ihm wie bei dem Briten lohnt es, der Neugestaltung im einzelnen nachzugehen; die Eigenart eines jeden der beiden tritt nirgends deutlicher hervor als in dem, was sie aus ihren Vorlagen übernommen, was sie hinzugetan haben. Auch Nachschaffen ist eine Kunst.

Es gibt aber auch eine Literaturgattung, die den Römern allein gehört, die Satire. Ihr eigentlicher Begründer war Lucilius, der 103 v. Chr. in hohem Alter starb. Horaz ist nicht ganz gerecht gegen ihn, wie so oft ein Jüngerer gegen den, der ihm vorangegangen ist; zu sehr fühlt er das, was ihn von jenem scheidet, die sorgsamere Ausarbeitung. Im wesentlichen scheinen die Gedichte des Alten ebenso wie die horazischen einem Feuilleton ähnlich gewesen zu sein, dessen bunte, gefüllte Fülle eben durch den Titel *Saturae* bezeichnet wurde. Wer aber unterhaltend allerlei sagen will, gerät leicht ins

Spotten, weil er damit immer ein dankbares Publikum findet; und Horaz war schon als Knabe von seinem Vater angeleitet worden, die Schwächen der Menschen, und was sie Verkehrtes taten, zu beobachten, damit er selbst sich davor hüten könnte (Sat. I 4, 105 ff.). Allmählich ist dann der zugewachsene Begriff als der eigentliche stehengeblieben. Juvenal, der Zeitgenosse von Trajan und Hadrian, war nicht mehr ein behaglicher Plauderer, der nur gern ein wenig Bosheit einfließen ließ, sondern ein scharfer Sittenrichter. Sein bitteres Wort *Difficile est satiram non scribere* ist manchem Späteren ein Motto geworden.

Schöpferisch gewesen sind die Römer auf dem Gebiete des Rechtes; und daß man da nicht aufhören möge von ihnen zu lernen, braucht wohl nicht erinnert zu werden. Oder tut das heute doch not? Vieles von dem, was wir von ihnen überkommen haben, wird ja wohl immer erhalten bleiben, unwesentliche Formeln so gut wie tiefgegründete Gedanken. Wir werden fortfahren, eine unbestimmte Person mit *N. N.* zu bezeichnen, weil in Prozessen, wie sie Gaius als Beispiel anführt, der Beklagte Numerius Negidius heißt, der die Zahlung verweigert; und in den unglücklichen Verdeutschungen des Bürgerlichen Gesetzbuches erkennt auch ein mäßig bewaffnetes Auge noch den echten Bestand. Hier hat sich denn in der Tradition eine neue Schicht über die alten Gebilde gelagert, der Niederschlag und für spätere Geschlechter das Zeugnis eines Zeitalters, in dem die Leute sich für frei hielten, wenn sie ihre Abhängigkeit verstedten, und meinten, ein schwieriger Begriff müsse für jedermann verständlich sein, wenn seine nachträgliche Benennung aus Bestandteilen der Muttersprache zurechtgemacht war. Sehr viel wichtiger wäre es, das Grundverhältnis festzuhalten: daß Recht und Gesetze, wenn sie etwas taugen sollen, nicht gemacht werden, sondern geworden sein müssen; daß nicht der vom Gesetzgeber aufgestellte Satz die Quelle des Rechtes, sondern das im Volke lebende Recht die Quelle ist, aus der der Gesetzgeber schöpft, um einen Satz zu formulieren. Freilich ist das eine Wahrheit, die sich nicht wie geprägte Münze mitteilen läßt; sie will erlebt sein. Und dafür in unserm aufgeklärten Jahrhundert den Sinn eines kommenden Geschlechtes zu wecken kann der Hinweis auf die äußere Geschichte der römischen Gesetzgebung helfen: wie das harte und starre *ius civile* mit Rücksicht auf die Billigkeit gemildert und schmiegsam gemacht und den Forde-

rungen des Verkehrs angepaßt wurde, nicht durch neue Gesetze, sondern in der Weise daß die praktische Tätigkeit des Prätors als Gerichtsherrn allmählich ein neues Recht erzeugte. Wichtig ist auch — man darf dem Berichte ja wieder glauben — die Erzählung von der ersten Niederschrift. Generationen hindurch war das Recht geübt worden, ehe die Forderung auffam und endlich durchgesetzt wurde, es aufzuzeichnen (450 v. Chr.). Daß bei dieser Arbeit griechische Vorlagen benutzt worden seien, ist alte Überlieferung. Und an sich liegt der Gedanke nahe, daß auch manche Rechtsbegriffe und Bestimmungen von dem älteren Kulturvolke den Römern zugekommen seien. Sollte sich diese Vermutung mehr bestätigen, als bisher — auch durch die Inschriften von Gortyn auf Kreta — geschehen ist, so würde doch immer die eigne Gestaltung und Ausgestaltung des Rechtes eine Tat des römischen Geistes bleiben.

Denn das ist nun überhaupt die dritte und wohl wichtigste Beziehung, in der die Äußerungen dieses Geistes uns noch heute lehrreich sind: er hat es verstanden, Empfangenes innerlich anzueignen und selbständig weiterzubilden. So in der Baukunst. Die Hauptform des griechischen Tempels wurde beibehalten; doch bei einer ins Große gehenden Nachbildung mußten Mittel gefunden werden, um weitere Zwischenräume zu überspannen: dazu dienten der Bogen und das Gewölbe. Denkt man an die slavische Nachahmung fertiger Baustile, die den heutigen Menschen geläufig ist, so wird man die Leistung der Römer zu schätzen wissen, die hier etwas Neues, wo nicht erfanden, doch aus unscheinbaren Ansätzen erschufen. Von architektonischer Art sind auch Aufgabe und Wirkung der Metrik. Die schwerwuchtige lateinische Sprache widerstrebte dem daktylischen Maß; der Akzent war nicht musikalisch wie der griechische, sondern dem unsern ähnlich, so daß er stark und schwach betonte Silben unterschied. Dazu kam das Besondere, daß es betonte Endsilben nicht gab. So entstand bei Einfügung der Wörter in den Vers unvermeidlich ein Widerspruch zwischen Wortakzent und Versakzent, der wirklich nichts Schönes ist; wenn wir iambische Senare lesen, so haben wir das Gefühl, als ob gegen den Strich gebürstet würde. Aus dieser Not machten Ennius, der Schöpfer des lateinischen Hexameters (um 200 v. Chr.), und seine Nachfolger eine Tugend. Nehmen wir die erste beste Versreihe von Vergil, aus dem Anfang des zweiten Buches der Aeneide:

- Infandum, regina, iubes renovare dolorem:
Troianas ut opes et lamentabile regnum
5 Eruerint Danaï, quaeque ipse miserrima vidi
Et quorum pars magna fui: quis talia fando
Myrmidonum Dolopumve aut duri miles Ulizi
Temperet a lacrimis? Et iam nox umida caelo
Praecipitat suadentque cadentia sidera somnos.
10 Sed si tantus amor casus cognoscere nostros
Et breviter Troiae supremum audire laborem —
Quamquam animus meminisse horret luctuque refugit,
Incipiam.

Man sieht, oder besser: man hört, wenn die Verse sinngemäß und fließend gesprochen werden, wie fast in jedem einzelnen erst Widerspruch, dann Übereinstimmung zwischen beiden Arten von Akzent sich vernehmlich macht; es ist, als ob die beiden Tonmächte gegeneinander ringen, bis der Konflikt in Harmonie sich auflöst. Und das wiederholt sich in jeder Zeile: immer auf und ab, und doch nicht eintönig, weil die bewegten Glieder im einzelnen verschieden sind. So ist aus der Schwierigkeit eine eigentümliche Schönheit geschaffen worden, die den griechischen Hexametern fehlt.

Die angeführten Verse¹⁾ fordern durch ihren Inhalt einen Vergleich mit Homer heraus (9, 1 ff.). Hier wie dort eine Scheu des Helden, von seinen Schicksalen zu erzählen, die nun doch mit langsam sich durchringendem Entschluß überwunden wird. Die Übereinstimmung im einzelnen ist groß genug, charakteristisch aber die Verschiedenheit. Homer hat von weither die Spannung vorbereitet, die sich lösen soll. Der Gast hat bisher seinen Namen verschwiegen und würde ihn nicht zu nennen brauchen, weil die Schiffe der Phäaken mit eigenem Verstand ihn ans Ziel bringen könnten (8, 559f.); aber durch die Tränen, die er bei den Liedern von Ilios vergießt, ist der Hausherr aufmerksam geworden und hat ihn gebeten, die gastliche

1) „Unsagbaren Schmerz, o Königin, heißest du erneuern: wie den Wohlstand Trojas und das bejammernswerte Reich die Danaer zerstört haben, und all das Elend, das ich gesehen — ich selber war ein Hauptstück davon —: wer, wenn er solches erzählt, sei's ein Myrmidone oder Doloper oder einer der Mannen des harten Ulizes, könnte den Tränen gebieten? Und schon fällt feuchte Nacht vom Himmel herab, und die sinkenden Sterne mahnen zum Schlummer. Aber wenn deine Begierde so groß ist, unser Schicksal zu erfahren und kurz von Trojas letztem Ringen zu hören — zwar schaudert das Herz bei der Erinnerung und hat sie bisher trauernd gemieden — doch es sei.“

Aufnahme mit Vertrauen zu erwidern, und zu sagen wer er sei. Odysseus spricht: Nichts Schöneres gibt es, als wenn, wie hier, die Schmausenden behaglich sitzen und dem Sänger lauschen. Du aber fragst nach meinen Leiden, damit ich nur noch trauriger werde. Und wie soll ich die Fülle der Erinnerungen geordnet vortragen? womit beginnen, womit schließen? Nun, meinen Namen will ich zuerst nennen: ich bin Odysseus. — Die gleiche Überraschung kann Aeneas nicht mehr bereiten; Dido und ihr Hof kennen ihn. Aber auch er hat Wunderbares zu berichten, von unsäglichen Leiden, deren Erinnerung ihn schmerzlich erregt. In drei Schritten hat sich Odysseus dem entscheidenden Punkte genähert; ein Gedanke reiht sich an den anderen, wie es homerische Art ist. Vergil läßt die Gründe des Zögerns und den Antrieb zum Erzählen sich mannigfaltig verschlingen. Dabei sind die Gedanken nicht zu einer klaren Periode verbunden, sondern ein mittleres Glied („wie die Danaer Troja zerstört haben, und all das Elend das ich selber sah“) kann sowohl nach rückwärts bezogen werden („du heißest den Schmerz erneuern“) als nach vorwärts („welcher Feind selbst könnte bei solcher Erinnerung die Tränen zurückhalten?“): die Verwirrung des Satzbaus ein malerischer Ausdruck des Schwankens in der Seele des Sprechenden. Dessen innere Bewegung deutet Homer in nicht ganz einem Verse an („damit ich noch mehr jammere und stöhne“); bei Vergil beherrscht dieser Gedanke die ganze Rede: warum zwingst du mich, den Schmerz zu erneuern? Bewußte Kunst übt auch Homer; der Römer arbeitet mit stärkeren Reizmitteln, die dem strafferen Bau seiner Sprache und dem empfindsamen Grundton seiner Dichtung gemäß sind.

Vergil selbst soll gesagt haben, es sei leichter dem Herkules die Keule als dem Homer einen Vers zu entwenden. Und nicht immer ist es ihm so wie hier gelungen, aus empfangener Anregung Eigenes entstehen zu lassen. Auch die Motivierung im großen hat darunter gelitten, daß es gegebene Situationen waren, die er zusammenfügen wollte. Weder Aeneas' Aufenthalt bei Dido, noch die Art, wie Merkur die Trennung bewirkt, sind innerlich begründet. Doch wie hat er einen Keim zur Entfaltung gebracht und der rührenden Abschiedszene zwischen Odysseus und Kalypso ein prächtiges, reich bewegtes Seelendrama gegenübergestellt. Der Gang des Helden in die Unterwelt, schon in der Odyssee nur als überkommener und

umgebildeter Zug der Sage zu verstehen, ist bei Vergil noch weniger im Zusammenhang der Handlung befestigt; aber als Kunstwert für sich, im Aufbau und in der Zusammenstimmung der Bilder, Begegnungen, Gespräche ist das sechste Buch der Aeneide vollendet als Homers Totengebicht (Ob. 11). Die Freude an dem, was der nachahmende Dichter geschaffen hat, wird größer, je tiefer man in die Art seines Schaffens eindringt.

Dasselbe gilt doch auch von den Lyrikern. Catull und Horaz stehen stark unter griechischem Einfluß; bei beiden gibt es Gedichte, die den Eindruck gelehrter Studien machen. Aber deutlich sieht man daneben ihr Eigenes: bei dem einen die feurige, menschliches Mitgefühl weckende Persönlichkeit, bei dem andern den Weltmann, und im Spiegel seines klaren und kühlen Geistes das großstädtische, an bewegtem Inhalt und gesteigertem Bewußtsein dem unsern verwandte Leben des augusteischen Rom. Durch Geibels „Klassisches Liederbuch“ ist es auch dem Nicht-Lateiner möglich gemacht, die schönsten Stücke in ansprechender Übertragung zu lesen. Unendlich viel von Genuß geht dabei doch verloren; denn gerade in der Behandlung der Form betätigte sich die Eigenart eines jeden Dichters. Über literarisches Eigentum dachten die Alten anders als wir; sie kannten jene Kunst, ein Körnchen Gold so zu dehnen und zu treiben, daß gegen das Verdienst der Arbeit der Wert des Stoffes verschwand. Was einmal aus Natur oder Menschenleben geschöpft war, wurde Gemeingut; es gehörte jedem, der es mit persönlichem Können sich anzueignen vermochte. Horaz hat dieses Verfahren zum Grundsatz erhoben. Den dramatischen Dichter warnt er, nicht in Außerlichem, in den Gegenständen die Originalität zu suchen, und empfiehlt ihm die feinere Aufgabe, einen überlieferten Stoff eigentümlich zu gestalten, *proprio communia dicere* (Dichtf. 128.)

Und doch gab es ein Gebiet, auf dem der Reichtum eigener Anschauung bei den Römern so viel größer war, daß dadurch ihrer Weiterbildung griechischer Gedanken auch ein neuer Gehalt zugeführt werden mußte. Unter Ciceros philosophischen Werken ist das früheste — *de re publica* — von besonderer Art, weil es einer Zeit entstammt, da der Autor selbst noch zu den Regierenden gehörte. Sein Lob des tätigen Lebens gegenüber dem beschaulichen klingt ernst und überzeugend. Der römische Konsular mußte zu dieser grundsätzlichen Frage eine andere Stellung einnehmen als die griechischen

Denker, die den Gegensatz des *βλος πρακτικός* und *βλος θεωρητικός* geprägt hatten, und als er selbst in der trüben Resignation seiner letzten Jahre getan hat. Damals suchte er Trost in der Philosophie und stellte die Systeme der Griechen in lateinischer Ausarbeitung dar. Aber was er seinen Lehrern verdankte, hat die schönsten Früchte da getragen, wo es nicht den eigentlichen Inhalt seiner Schriften, sondern ein mittelbar und von innen heraus wirkendes Element ausmacht. Indem zur übernommenen Form des Dialoges und zu einer gereiften psychologischen und rhetorischen Theorie die praktische Erfahrung des höchsten Amtes der römischen Republik hinzukam, war etwas so Neues und Selbständiges geworden, wie die drei Bücher vom Redner. „Hier geschah es zum erstenmal“, sagt Leo treffend, „daß ein Römer die griechische Produktion insgesamt übertrugte. Hier sprach aus den Erfahrungen seines Lebens heraus ein Meister, dessen Rede am Sitze der Weltregierung etwas bedeutete, ein Schriftsteller, dem die literarische Kunst wie wenigen Griechen zu Gebote stand.“ Der Titel des Werkes könnte auch lauten „vom Staatsmann“. Uns gewährt es unschätzbaren Einblick in die Studien, deren ein junger Römer bedurfte um sich auf die öffentliche Wirksamkeit vorzubereiten, in die Aufgaben die seiner warteten, wie in die geistigen Strömungen der Zeit, von denen diese Aufgaben verschieden gefaßt wurden. Dabei handelt es sich überall um Fragen, die, unter wenig veränderter Form, noch uns heute zu schaffen machen.

Die politische Überlegenheit der Römer machte sich auch in der historischen Literatur geltend. Sallust steht dem Thukydides näher, dem nachzueifern er kühn genug war, als Arrian seinen Vorbildern Herodot und Xenophon, deren altertümlich schlichte Erzählweise er in dem Griechisch des zweiten Jahrhunderts n. Chr. zu erneuern versuchte. Vollends Tacitus. Mißmutig, schwermütig sieht er dem Treiben der Menschen zu, das er zu schildern hat; auch seine großen Männer treten gerade deshalb so plastisch hervor, weil sie sich von schlimmen Zuständen abheben. Denn wenn er sich auch mit dem Gedanken zu trösten sucht, daß es in der sittlichen Welt wie in der natürlichen einen Kreislauf gebe und daß nicht alles in der Vorzeit besser gewesen sei als in der eignen (Ann. III 55), so überwiegt doch in dieser für ihn der Eindruck des Verfalles. Aber für das in dunklen Farben wirkende Gemälde, das er entwirft, bildet die vergangene Herrlichkeit nicht nur den Hintergrund, sondern ein Stück des In-

haltes. In jeder bitteren Kritik, die er übt, drängt sich das Bewußtsein staatsmännischer Kraft und Größe hervor, die das Erbteil seiner Nation gewesen war. Wenn man, was beide Völker in der Geschichtschreibung geleistet haben, vergleicht, zeigt sich so recht die Ebenbürtigkeit des römischen Geistes: daß er, durch den der Griechen befruchtet, imstande war, eine Literatur in eigener Sprache hervorzubringen, während die andern — Makedonen, Asiaten, Ägypter —, soviel sie auch an landschaftlicher Eigenart und individueller Begabung zur Pflege von Poesie und Prosa beigetragen haben, doch immer an die Sprache derer gebunden blieben, von denen all dieses Wachstum ausging.

Das Schicksal, nicht original zu sein, trifft, seit es die griechische gegeben hat, eine jede Literatur; darin liegt also kein Vorwurf, noch auch ein Anlaß zu kleinmütigem Verzicht. Goethe erklärte es für „das schönste Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergestalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß niemand leicht, wieviel in ihm verborgen liege, gefunden hätte“ (Spr. 540). Es kommt darauf an, von großen Vorgängern in der rechten Weise zu lernen; nicht zum Sklaven zu werden, sondern die eigne Kraft, durch fremde Anregung herausgefordert, desto freier und frischer zu üben. In dieser Kunst, des Empfangens und Umschaffens, sind die Römer vorbildlich. Und damit bringen sie für die Aufgabe, auch uns Deutsche zu erziehen, etwas Wesentliches zu dem hinzu, was die Griechen bieten. Denn soviel diese auch aus dem Orient übernommen hatten, ihre Kultur blieb doch einsprachig; das früheste Beispiel einer zweisprachigen Bildung gaben die Römer. Mit diesem Satze, dessen Formulierung Leo verdankt wird, ist ein unvergänglicher Anteil der Römer an modernem Geistesleben bezeichnet. Kindlicher Gedanke, daß wir danach trachten sollten, ebenso rein national uns zu bilden wie die Griechen. Wie wäre das möglich, da wir an einem so ganz anderen Platze in der Entwicklung der Menschheit stehen? Die Römer zeigen, wie man höchste Empfänglichkeit mit voller Selbständigkeit verbindet. So erwecken sie in allen, die zu Epigonen geboren sind, den Mut und die Hoffnung, daß dies immer aufs neue gelingen werde. Ist es nicht deutscher Wein, der an den Ufern des Rheins und der Mosel wächst? Und doch waren es südliche Trauben, die dorthin verpflanzt wurden.

So edles Wachstum zu pflegen sind immer nur wenige berufen;

aber mit Verständnis genießen zu können wünscht sich ein jeder. Ein wesentliches Stück davon liegt in der Fähigkeit, mit geschichtlichem Sinn zu lesen; und dazu stellt sich bei der römischen Literatur ein Antrieb von selbst ein. Wer sich an Horaz erfreut und an seiner Selbstanlage ärgert, daß er bei Philippi den Schild im Stich gelassen habe (Od. II 7, 10), wird nach Rechtfertigung suchen. Schon Lessing fand sie in der Vermutung, daß der Dichter sich mit diesem Zuge seinem Vorbild Mäos habe an die Seite stellen wollen, von dem Herodot ähnliches erzählt. Erhalten sind die Verse nicht; aber von zwei anderen Griechen, Archilochos und Anakreon, gibt es Bruchstücke, die mit ebensolcher Erinnerung spielen. Wir haben hier also ein überliefertes poetisches Motiv, das Jahrhunderte zuvor in einem wirklichen Erlebnis seinen Ursprung genommen hatte. So gewinnt Horaz als Mensch; und wir gewinnen an historisch vertiefter Betrachtung seiner Gedichte. In diesen sind die griechischen Namen von Mädchen und Jünglingen ein unmittelbares Zeugnis fremder Herkunft; daß er zuerst das lesbische Lied in italische Weisen gebracht habe, rühmt der Sänger selbst von sich. Dabei mußte, auch wo nicht ein bestimmtes Gedicht in lateinische Form umgegossen, sondern mit größerer Freiheit eine Situation oder ein Vorkommnis aus dem eignen Leben zum Liede gestaltet wurde, doch eine Menge individueller und örtlicher Züge erhalten bleiben. Die Sternbilder mit ihrer Bedeutung für den Wechsel der Jahreszeiten sind dem gelehrten Dichter etwas Konventionelles, ein geformtes Material, das er nach Bedarf verwendet. Wie anders bei Homer und vollends bei dem Bauer Hesiod! Ihnen sind die Vorgänge am Himmel eine lebendige Anschauung, mit deren Hilfe sie sich in Zeiten und Räumen zurechtfinden. Wer diesen Unterschied einmal erkannt hat, stellt unwillkürlich überhaupt für Homer und Horaz die Empfindungsorgane verschieden ein.

Eine der fruchtbarsten Betrachtungen, um das Fortleben poetischer Motive und damit den Zusammenhang der Weltliteratur zu erkennen, ist die Vergleichung der das Epos einleitenden Gedanken bei Homer, Vergil, Tasso, Milton, Klopstock. Auch zwischen Ilias und Odyssee besteht darin ein Unterschied, doch ist er von leiserer Art und erst für das geübte Auge wahrnehmbar. Zu solcher Übung hilft hier wie durchweg das Studium der römischen Poesie; denn ihr Abstand von der griechischen springt in die Augen. Wer an diesem Verhältnis gelernt hat, Merkmale der Abhängigkeit zu beachten,

mag dann dieselbe Betrachtungsart der schwierigeren Aufgabe zuwenden, übereinander gelagerte Schichten und allmähliches Heranwachsen innerhalb des Griechischen zu entdecken. Dieser Weg wird sich für die Bildung des jugendlichen Geistes immer aufs neue bewähren; keinen anderen ist die Wissenschaft gegangen. Die Partien im homerischen Epos, die einst für „unecht“ galten, hat man gerechter zu würdigen angefangen, seit man die Arbeitsweise ihrer Verfasser als eine der Kunst Vergils ähnliche ansah.

Aber geht nicht bei solcher Behandlung gerade das verloren, was wir suchen wollten, der Genuß? Das ist natürlich denkbar; in ungeschickten Händen kann alles verdorben werden. Aber es ist durchaus nicht notwendig. Sonst müßte der Zoologe, der Botaniker, der Astronom keine Freude mehr an der Natur haben können; und doch umfaßt deren Schönheit für ihn erst eine Fülle sonst verborgener Züge, die nun im Gesamtbild leise mitwirken. Wie beim Kunstwerke der Gefahr zu begegnen sei, daß durch sorgfältige Einzelbetrachtung der Eindruck zerstört werde, dafür läßt sich eine Regel, die wie ein Rezept mitzuteilen und anzuwenden wäre, freilich nicht aufstellen. Aber, worauf es ankommt, läßt sich aussprechen, nicht besser als mit einem Worte Platons: das vielfältig Zerstreute zusammenschauend in die Einheit eines Bildes zu bringen (*εἰς μίαν ἰδέαν συνορῶντα ἄγειν τὰ πολλαχῆ διεσπαρμένα*, Phädrus 265 D). Wo dies geschieht, da wird wieder, durch die genaue Analyse die vorhergegangen ist, der Genuß nur reicher, weil beim Betrachten des Ganzen all die einzelnen Beziehungen, denen man vorher nachgespürt hat, unausgesprochen (mit empfunden werden. Vollends die historische Vertiefung des Blickes, die beim Lesen römischer Dichtung sich einstellt und dann auf die griechische übertragen wird, bringt helle Freude, wie wenn man in eine Landschaft, die dem Auge verschwimmt, durch ein plastisches Fernrohr hinaussieht.

Hellenistisch und Klassisch.

Zwischen Vergil und Homer liegt nun freilich ein langer Zeitraum, der weiter gegliedert werden muß. Zu den Vorbildern der Aeneide, in der dem iulischen Herrscher Geschlecht seine Ahnengalerie gemalt wurde, gehört auch die Arbeit eines Griechen, dessen Kulturkreis dem römischen weniger fern stand als dem heroischen Zeit-

alter des eignen Volkes. Apollonios von Rhodos, von dem wir die Erzählung des Argonautenzuges besitzen, ist in bescheidnerem Sinne ein Dichter als Vergil, doch unverächtlich mit seinem Bestreben, auch nach Ilias und Odyssee noch ein selbständiges Epos zu schaffen, homerisch zu dichten und doch zugleich modern. Er weist uns in eine Periode griechischen Geisteslebens, die heute im Mittelpunkte philologischer Interessen steht, die hellenistische Kultur. Von den Römern her kommend sehen wir in ihr eine Quelle; von den älteren Zeiten aus betrachtet ist sie ein gewaltiger See, in dem die Wasser sich gesammelt haben, um dann, anders verteilt, weiter zu fließen und verbreitetes Wachstum zu nähren. Den Namen „Hellenismus“ hat Johann Gustav Droysen gegeben, um damit einen „neuen Aggregatzustand der Menschheit“ zu bezeichnen. In den weiten Gebieten, über welche durch kriegerische und durch friedliche Eroberung die griechische Sprache sich ausdehnte, entstand eine Literatur, die in der Form noch hellenisch war, im Stoff aber und in der Denkweise mitbestimmt von der Natur des neuen Bodens, aus dem sie erwuchs. Sie war international in ähnlichem Sinne, wie heute der Anteil, den Nordamerika und Ostindien an englischem Schrifttum haben. Den äußeren Anstoß zu der Neubildung gab die Unterwerfung des Perserreiches durch Alexander; doch darf die Grenze nicht mit peinlicher Schärfe gezogen werden. Aristoteles z. B., Alexanders Lehrer, steht im Übergang: mit seiner Ansicht vom Staate gehört er noch der älteren Zeit an; aber das Universelle seiner Wissenschaft, das Unursprüngliche seiner Sprache ziehen ihn zur hellenistischen Periode.

Weltumfassend ist die neue Bildung, und dabei einheitlich. In Asien und Afrika wie in Europa gab es griechische Mittelpunkte der Regierung, um die sich die Gesellschaft der Mitregierenden scharte. Als die Nachricht von der Niederlage des Crassus an den Hof des Partherkönigs kam, sang gerade vor ihm und seinen Gästen ein Schauspieler eine Stelle aus den Bakchen des Euripides. Doch auch lebenden Dichtern gab das Unterhaltungsbedürfnis der Höfe Beschäftigung, wie ihre Eitelkeit den Geschichtschreibern. Griechische Kanzleien dienten den Geschäften der Verwaltung, deren weitverzweigte Organe zusammen mit den Söldnern, die den Besitz der Macht sicherten, mit Handelsleuten und Gewerbetreibenden allmählich dahin wirkten, daß die Weltsprache, die *κοινή*, auch in

die unteren Schichten der Bevölkerung eindrang. Den literarischen Zusammenhang mit dem geistigen Mutterlande bewahrten wohlgeordnete Bibliotheken, unter denen die zu Alexandria die bedeutendste geworden und geblieben ist. Die gelehrte Tradition des uralten Kulturlandes fand in den Herrschern aus dem Geschlechte des Ptolemäos verständnisvolle Pfleger; und, eine nicht zu unterschätzende Hilfe, in Ägypten wuchs die Papyrusstaude, aus deren Mark damals schon seit Jahrtausenden Schreibblätter, die vornehmeren Ahnen des Papiers, gefertigt wurden. Das Übergewicht, das dieser äußere Umstand dem alexandrinischen Büchermarkte gab, suchten die Nebenbuhler am Attalidenhofe in Pergamon aufzuwiegen. Man verbesserte ein überliefertes Verfahren, aus Tierhäuten Schreibmaterial herzustellen, und erfand so das, was in dankbarer Erinnerung noch heute Pergament genannt wird.

„Das wahrhaft Große des Hellenismus ist seine Wissenschaft“, sagt Wilamowitz in einer glänzenden Charakteristik dieser Periode. Und ebendort: „Es sind geistig nicht unfruchtbare Zeiten, in denen die schönste Literatur die ist, die nicht zur schönen Literatur gehört“. Damals wurden die stoische, die epikureische Philosophie in den Lehrschriften dargestellt, aus denen die Römer, unter ihnen Cicero, sie kennengelernt haben. Die Methode der philologischen Forschung wurde durch die drei großen Alexandriner, Zenodot Aristophanes Aristarch (von Samothrake, um 180 v. Chr.), begründet, von deren Werken nur Bruchstücke uns übermittlelt sind, Auszüge und Zitate, die in späterer Zeit den Textabschriften griechischer Autoren, vor allem Homers, am Rande hinzugefügt wurden. Aus diesem dürftigen Material ihre kritischen Grundsätze zu erkennen, ist eine Aufgabe, deren Lösung immer noch Fortschritte macht und zu immer neuen bewundernden Einbliden führt. Von hellenistischer Geschichtschreibung ist, wenn auch nicht vollständig, das Werk des Polybios erhalten, des ersten eigentlichen Universalhistorikers, der die Verbindung von Griechentum und Römertum in seiner Person, als Freund des Scipio Aemilianus, darstellte. Zum Thema nahm er sich die Entstehung der römischen Weltmacht, deren verständnisvoller Bewunderer er geworden war, und schilderte ihre aus innerer Kraft sich durchsetzende Entwicklung von Hannibals Angriff bis zur Schlacht bei Pydna (168) und weiter bis zur Vernichtung Karthagos. Die Sicherheit astronomischer Beobachtung und Berechnung machte es

möglich, der Geschichtswissenschaft in der Chronologie eine feste Grundlage zu geben; von dem, was Eratosthenes dafür geleistet hat, zehren wir heute noch. In eigner Gestalt auf uns gekommen sind seine Forschungen so wenig wie die großen Werke der Astronomen Aristarch von Samos und Hipparch aus Nikäa in Bithynien. Ein günstigeres Geschick hat über der Mathematik gewaltet. Euklids Elemente haben bis weit ins 19. Jahrhundert hinein als Lehrbuch gedient; und von den Schriften des Archimedes, der sich wider die herrschende Sitte der in seiner Vaterstadt Syrakus gesprochenen Mundart bediente, ist das meiste erhalten, so daß wir von der Arbeitsweise und von den tiefgreifenden Erfolgen dieses Forschers eine unmittelbare Kenntnis haben können.

Der heimischen Sprache treu auch unter den Dichtern jener Zeit war derjenige, der am längsten lebendig geblieben ist, Theokrit, den sein Lebensweg von Syrakus über Alexandria nach der Insel Kos führte, wo er Freundschaft und Ruhm gewann (um 275). In sizilischem Dorisch schrieb er seine Idyllen, in denen er mit sorgfamer Arbeit kleine Bilder (*εἰδύλλια*) ländlichen Lebens zeichnete. Es spricht doch, durch die künstliche Einkleidung hindurch, echtes Empfinden aus ihnen, auch zu uns; der Verfasser ist für alle Zeiten der Führer im Hirtengedicht geworden. Stärker und störender tritt uns das gelehrte Element in Kallimachos entgegen, den Ptolemäos Philadelphos zur Verwaltung der Bibliothek in Alexandria heranzog (um 260). Sein spitzes Wort: „Ein großes Buch ein großes Übel“ (*μέγα βιβλίον μέγα κακόν*) gefällt noch heute; und als Literaturhistoriker hat er auf Auswahl und Beurteilung der klassischen Werke weitreichenden Einfluß ausgeübt. Seine Hymnen und Epigramme freudig genießen könnte wohl nur ein Geschmack, der ebenso überreizt wäre wie der seinige. — Außerordentlich reich war der Ertrag der hellenistischen Periode an Dichtung in ungebundener Rede, Romanen und Novellen. Eine Ahnung davon, was hier verloren ist, gibt die Zeichnung, in der Erwin Rohdes Meisterhand die zerstreuten Züge gesammelt und belebt hat. Auch die Erzählung von Amor und Psyche, die Apuleius in seinen Efelroman (Metamorphoses) eingelegt hat, war einst eine griechische Novelle, in der die Liebenden mit geistreich spielender, etwas anspruchsvoller Namengebung *Ἔρως* und *Ψυχή* genannt wurden. In der verschönresten lateinischen Wiedergabe des Afrikaners erkennt man noch die schlichtere Vorlage. Aber je

greifbarer diese hervortritt, desto klarer zeigt sich, daß auch sie nicht die früheste Gestalt war, in der dieser Stoff einen Kreis von Lesern oder Zuhörern erfreut hat. Die drei Königstöchter, das Zauber- schloß, der unsichtbare Gemahl, der bestrafte Vorwitz, die Suchende auf der Wanderschaft, die dankbaren Tiere, die drei Aufgaben die mit ihrer Hilfe gelöst werden: all das sind wohlbekannte Stücke aus der Märchenwelt. Und ein uraltes Märchen liegt hier zugrunde, das uns in vorliterarische Zeiten und — dafür fehlt es nicht an bestimmterem Anhalt — in die orientalische Heimat wunderbarer Erzählungen versetzt. Wie nach oben aber, dem Anfang entgegen, so wird auch in umgekehrter Richtung der Blick in das Weite der Welt hinausgeführt, wenn wir an die vielfache Anregung denken, die dieses Thema Künstlern und Dichtern geboten hat und heute noch bietet.

In solcher Mittlerrolle, wie sie in der Geschichte des menschlichen Geisteslebens dem Hellenismus zugefallen ist, liegt ein hohes Interesse begründet, das er dem Forscher gewährt. Eine literarische Kunst, die darauf ausging, überlieferte Stoffe und Formen mit den Bildungselementen der eigenen Zeit zu verschmelzen, mußte Werke hervorbringen, die der feinsinnigen Analyse die lohnendsten Aufgaben stellen. Aber sind das auch Werke, an denen die Jugend sich bilden kann? bei denen Reifere ausruhen mögen, um inmitten des verwirrenden, hastenden Treibens der Gegenwart Erquickung zu finden? Gewiß ist aus der gesamten Entwicklung der antiken Welt die alexandrinische Zeit der unseren am nächsten verwandt; aber eben deshalb ist sie wenig geeignet, läuternd und kräftigend auf unsere Zeit zu wirken. Eine geistige Macht, die dem heutigen Geschlechte vorwärts und aufwärts helfen soll, muß Eigenschaften haben, die ihm selber fehlen. Nicht bloß etwas Kennenswertes und Wissenswertes muß ihm geboten werden — daran ist auch die moderne Welt überreich — sondern ein Starkes, Ursprüngliches, dem die volle Kraft des Zeugens noch innewohnt. Diesen Vorzug hat die hellenische Kultur des fünften und noch des vierten Jahrhunderts, die Periode, deren Werke wir als „die klassischen“ zu bezeichnen pflegen.

In dem Begriff liegt allerdings eine Gefahr. Was als einzigartig und vorbildlich geschätzt wird, kann leicht zur Norm werden, die den produktiven Trieb in eine enge Bahn zwingt. So ist es mit der Schätzung der attischen Reinheit einst wirklich gegangen. In der Zeit des Augustus, als in Rom literarische Studien blühten und

durch Cicero und seine Geistesverwandten ein Zurückgehen auf die besten griechischen Muster angeregt war, entwickelte sich aus diesem Streben eine völlige Abkehr vom Hellenismus und Rückkehr zur attischen Gesetzmäßigkeit, in den Sprachformen wie im Stil. Ein Vertreter dieser Richtung ist Dionys von Halikarnaß, mit seiner römischen Geschichte nicht minder als mit seinen rhetorischen und stilistischen Schriften. Die Werke der letztvergangenen Periode wurden gering geschätzt und sind deshalb größtenteils verlorengegangen, während erhalten blieb, was in der Kaiserzeit mit altertümelnder Tendenz nach der attischen Richtschnur gebildet wurde. Das war freilich vom Schicksal wie von den Menschen ungerecht; denn der Hellenismus war eine lebendige, innerlich reiche, vorwärts schreitende Entwicklung, der Klassizismus eine starre Rückbildung. Aber wir dürfen klassische Vorbilder nicht deshalb verwerfen, weil klassizistische Nachahmungen unerfreulich sind.

Oder versteht es sich von selbst, daß das eine aus dem andern entsteht? ist auch bei uns, wenn wir in der Pflege des Griechischen die Klassiker voranstellen, ein Festwerden in beschränkten und einseitigen Geschmacksurteilen zu fürchten? wäre gar diese Wirkung schon eingetreten? Über die Tatfrage ist es schwer ein allgemeines Urteil zu begründen. So viel aber steht fest: sollte die Beschäftigung mit den Größten unter den Großen, Homer und Herodot, Aeschylos und Sophokles, Thukydides, Platon, Demosthenes, in manchen oder gar in vielen Fällen zu einer Verengung des Gesichtskreises geführt haben, so läge die Schuld nicht an ihnen, sondern an der Art wie man sich mit ihnen beschäftigte. Vielleicht ist der Vorwurf nicht ganz unberechtigt, daß man die Klassiker zu Schulautoren habe werden lassen. Und doch kann auch die Art von Verwendung, die dieser Name andeutet, so gerichtet sein, daß sie durchaus nicht zu bequemem Nachsprechen vorschriftsmäßiger Meinungen Anlaß gibt.

Nehmen wir als Beispiel einen der bescheidensten „Klassiker“, Xenophon, den viel gescholtenen. Es klingt ja ganz überzeugend, wenn gesagt wird, für unsere Jugend sei es wertvoller, von Alexanders Welteroberung, als von den Raubzügen zu lesen die ein athenischer Söldnerführer in Diensten eines Thrakerhäuptlings gemacht habe. Aber ist das gerecht? In den Erfahrungen, die von Xenophon und Agesilaos mit einer Kriegsführung im Innern des Perserreiches gemacht worden waren, fand schon Sokrates die Ermüti-

gung, eine entschlossene Angriffspolitik von griechischer Seite zu fordern (Baneghr. 144); daß sie bei dem Plan zu Alexanders kühnem Unternehmen mitgewirkt haben, war die Ansicht des Polybios (III 6, 10f.). Und weiter, auf den Stoff allein kommt es nicht an; eine bloß materialistische Wertung der Lektüre wäre ebenso verkehrt wie die rein formalistische. Das Entscheidende liegt darin, wie ein Historiker seinen Stoff gewonnen und wie er ihn gestaltet hat: je selbständiger und ursprünglicher beides, desto lehrreicher. Hätte Alexander seine Taten selbst erzählt wie Cäsar, es ist gar nicht auszudenken, welchen Schatz wir daran besitzen würden. Nun lesen wir bei Arrian, der ein halbes Jahrhundert nach Tacitus lebte, eine aus älteren Berichten zusammengearbeitete Darstellung, in einer Sprache, die den Eindruck xenophontischer Schlichtheit, herodotischer Naivität künstlich zu machen sucht, fast wie wenn heute jemand scherzhaft im Ton einer altdeutschen Chronik erzählt. Imitation, auch wo sie geschickt gemacht ist, bleibt immer ein Spiel; den Geist innerlich erfassen und bilden kann nur das Echte, aus eigener Wurzel Erwachsene. Xenophon teilt Selbsterlebtes mit in einer selbstgefundenen Darstellungsweise; seine Anabasis ist für uns das älteste Memoirenwerk. Scheinbar spricht er ganz objektiv, von sich selbst in dritter Person, wie Cäsar und Friedrich der Große; auch lobt er nirgends sich und seine Taten: und doch gewinnt man den Eindruck, daß er eigentlich alles gemacht habe.

Ein jugendlicher Leser mag sich an dieser Beobachtung erfreuen; kehrt ein Reiferer zu dem Buche zurück, so wird ihm vielleicht von selber die Frage erwachen, ob wir nicht auch andere Quellen für die Kenntnis dieser Ereignisse haben, um vergleichen zu können. Zum Glück hat uns Diodor (XIV 19—31. 37) den Bericht des Ephoros erhalten, der im 4. Jahrhundert schrieb und in seinem umfassenden Geschichtswerk auch den Zug des aufständischen Prinzen Kyros und die Rückkehr der griechischen Söldner behandelte. Dieser wohlunterrichtete Gelehrte scheint von Xenophon so gut wie vollständig geschwiegen zu haben; nur zuletzt wird erwähnt, daß die Übriggebliebenen ihn zum Führer gewählt hätten und durch ihn, nach jener für sie fruchtlosen Tätigkeit in Thrakien, dem lakedämonischen Feldherrn Thibron zugeführt worden seien. So muß man zweifeln, ob der Verfasser der Anabasis etwa doch die Tendenz gehabt hat, sich in helleres Licht zu setzen, um damit in seiner Vaterstadt, aus der er verbannt war, günstigen Eindruck zu machen. Besonders gut würde

hierzu das stimmen, was er über die Tätigkeit des zuerst gewählten Oberanführers Theirisophos sagt, gegen den er, weil das ja ein Sakedämonier war, zurückgetreten sei, und der doch, wie man durchmerkt, nichts Rechtes geleistet habe (V 1, 4; VI 1, 16. 26). Hier und an anderen Stellen treten Humor und Ironie in behaglichen Zügen leise hervor; zugleich ein Beweis, daß Xenophon bei aller Schlichtheit seiner Redeweise doch Nebengedanken und Hintergedanken gehabt hat. Wir tun ihm kein Unrecht mit der Vermutung, daß die strenge Sachlichkeit des Lones in der ganzen Schrift nur ein bewußt gebrauchtes Mittel war, um die versteckte Absicht desto sicherer zu erreichen. Also schließlich ein ganz verändertes Bild: der Autor ist keine Autorität mehr; gewonnen haben wir dafür einen lebendigen Menschen mit seinen Fähigkeiten und Schwächen. Und wer sich diese Erkenntnisse selber herausgeholt hat, wird die kritische Haltung des Geistes davon bewahren und auch fernerhin vorsichtig sein gegen die Suggestion, mit der ein geschickter Memoirenschreiber uns so leicht gefangen nimmt.

Wird durch solche Betrachtungsweise einem klassischen Werke Abbruch getan? Dem Werke gewiß nicht, auch nicht der Freude, die wir daran haben können. Aber der Begriff „klassisch“ leidet Einbuße, wenn man darunter das schlechthin Vorbildliche verstanden hatte. Und das hat man allerdings von jeher getan. Dem Wortsinne nach war „klassisch“ soviel wie „erstklassig“; was so bezeichnet wurde, sollte damit als unantastbarer Kanon hingestellt werden. Dieser Vorzug wurde, da man es das klassische nannte, für das gesamte griechisch-römische Altertum in Anspruch genommen. Das ist nun vorbei. Eindringende Wissenschaft hat die beiden Völker nicht in der Vereinzelnung stehen lassen, sondern in den gemeinsamen Entwicklungsgang der Menschheit einzuordnen gesucht und hat, von Erfolgen zu Anfängen emporsteigend, ein stetes Werden erkannt, dessen geschichtliche Bedingtheit nicht überall aufgedeckt, doch überall spürbar ist.

Am längsten erhielt sich wohl für Homer und für das perikleische Zeitalter die Vorstellung, daß sie, wie die Göttin aus dem Haupte des Zeus, auf einmal und für immer vollendet ins Dasein getreten seien; doch auch diesen Höhepunkten in der Geschichte des Geisteslebens rüdte, von zwei Enden her, die Forschung näher und näher. Dem Verständnis von Ilias und Odyssee schufen die Ausgrabungen einen Anhalt an der Wirklichkeit; durch Vergleichung mit dem Heldengesang

andrer, zum Teil noch lebender Völker wurde das homerische Epos in den Bereich menschlicher Beobachtungen gezogen: so ergab sich der vertiefte Ausblick in eine Vorzeit von Dichtung und Sage, aus der dieses unsterbliche Werk, das am Eingang der griechischen Literaturgeschichte zu stehen schien, von fernher allmählich erwachsen sein muß. Auf der anderen Seite boten Steine, Papyrusblätter, Scherben mit dem, was darauf geschrieben war und entziffert wurde, eine zunehmende Fülle unmittelbarer Anschauung, frischer Augenblicksbilder aus dem antiken Leben, das dadurch immer mehr als ein dem unsern innerlich gleichartiges erkannt wurde. Die hellenistische und die spätgriechische Zeit, für die solche Quellen am reichsten flossen, standen auch in ihrem literarischen Schaffen der modernen Denkart näher; an den Erzeugnissen dieser Literatur konnte mit mehr Sicherheit als am Homer der Scharfsinn sich üben, ein Fertiges in seine Bestandteile zu zerlegen und auf seine Vorlagen zurückzuführen. Daß dieser an den Problemen des Hellenismus erstarrte Trieb, historisch zu begreifen, an den Grenzen der eigentlichen Blütezeit nicht Halt machte, war natürlich: auch Thukydides und Platon, die Kunst des Pheidias wie die attische Tragödie wurden von ihm ergriffen; auch für sie fragte man nach den Voraussetzungen, aus denen sie entstanden waren, wie nach den Ansätzen zu weiterer, doch nicht bloß absteigender Entwicklung, die sie in sich trugen.

„Stirb und werde!“ Der Tod eines Dogmas bedeutet immer die Durchbrechung eines Bannes, aus dem lebendige Kräfte nun frei werden. Nur der historischen Betrachtung ist es gegeben, vom zeitlich Bedingten das Ewige zu scheiden, das wirklich Große und Echte herauszuheben und uns nahezubringen. Was die griechischen Klassiker an konventioneller Vorzugstellung aufgeben mußten, haben sie an aktueller Bedeutung gewonnen, an Frische der Auffassung wie an Tiefe ihres Wirkens. Derselbe hervorragende Gelehrte, dessen Glauben an die „welterziehende Mission des Hellenismus“ wir nicht teilen können, hat vor anderen gerade dazu beigetragen, die Schöpfungen auch der früheren Zeit in farbenhelle, plastische Beleuchtung zu rücken. Etwas Einzigartiges bleibt ihnen doch.

In dem Entwicklungsgange der menschlichen Kultur, an der wir Anteil haben, war den Griechen die Aufgabe zugefallen, sich an den großen Problemen der Erkenntnis, Erforschung, Darstellung als erste zu versuchen. So lebt in ihren Werken aus den Jahrhunderten

vor Alexander ein Hauch von Ursprünglichkeit, der uns Nachgeborene erfrischt; sie zeigen ein unmittelbares Verhältnis zwischen Gedanken und Ausdruck, von denen der eine den andern erzeugt und mit ihm wächst. Und hierdurch sind sie berufen zur Erziehung unserer Zeit. Denn deren Stärke wie Schwäche beruht in dem geläufigen Gebrauch abgeleiteter, überlieferter Formen. Der Hellenismus, eben weil er uns hierin verwandt ist, kann uns nicht helfen. Wir müssen solche Menschen zu Lehrmeistern nehmen, die den Anfängen des Denkens näher stehen, der Zeit, da „die Sprache noch voll unbewußter Weisheit war“. Für die griechischen Dichter und Denker der klassischen Periode trifft dies zu.

Das Wort hat, indem die Erkenntnis fortschritt, seine Bedeutung geändert. „Klassisch“ heißt nun nicht mehr das an sich Vollkommene, Mustergültige, sondern solche Werke bezeichnen wir so, die in ihrer Art die frühesten sind, ein Erwachsen der Form aus dem Gehalt — wie der originale Gedanke sich den sprachlichen Körper baut — noch erkennen lassen, und doch bis auf den heutigen Tag fähig sind stark zu wirken. *Un vrai classique*, sagt Sainte-Beuve, *c'est un auteur qui a parlé à tous dans un style à lui*. Vielleicht wäre es besser, den geänderten Begriff neu zu benennen; aber Namen erfinden ist ein unfruchtbares Geschäft. Und das Übereinstimmende der äußeren Abgrenzung, gerade im Bereiche der Erzeugnisse des griechischen Geistes, gibt uns doch ein Recht, bei dem alten Ausdruck zu bleiben. Daß der Gedanke des Klassischen, innerlich so umgewandelt, noch die Gefahr der Erstarrung mit sich bringe, daß er den Blick, das Urteil, den Gestaltungstrieb einengen könnte, ist nicht mehr zu fürchten. Vielmehr führt er von selber dazu, die einzelnen Schöpfungen wie die geistigen Zustände, aus denen sie hervorgegangen sind, als Stufen einer unablässigen Entwicklung anzusehen.

Bildende Kunst.

Während von allen Seiten der Wert, den die Antike für uns haben könne, umstritten ist, gibt es eine Stelle, die keinem Angriff ausgesetzt erscheint. Auch von den unbeirrtesten Lobrednern moderner Kulturhöhe wird zugegeben, daß die Alten in Architektur und Plastik Werke geschaffen haben, die seitdem nicht wieder erreicht worden sind. Gerade in solchen Kreisen, die einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Altertum fernstehen, wird Windelmanns Wort

von der edlen Einfalt und stillen Größe, in denen das Wesen der alten Kunst beruhe, gern wiederholt und „der griechische Stil“ den modernen Künstlern, die von idealer Schönheit zu häßlichem Realismus abgefallen seien, als mahnendes Vorbild hingestellt. Dürfen wir uns solcher Anerkennung freuen?

Die Aufgabe einer Geschichte der Kunst hat Windelmann erfaßt und zu lösen unternommen. Daß die Entwicklung allmählich emporführe, um nach Zeiten der Blüte dem Verfall sich zuzuwenden, konnte auch bei dem geringeren Überblick, den die damals bekannten Werke gewährten, nicht verborgen bleiben; und so hat Windelmann es dargestellt. Doch entsprach es der Sinnesart des begeisterten Mannes, daß er „in seinen Lobeshymnen das, was ihm das Höchste und Liebste war, wie aus der geschichtlichen Entwicklung losgelöst, feierte und pries“. Ähnlich Goethe, dessen tiefe Abneigung gegen geschichtliches Denken auch hier sich geltend machte. In seinem Aufsatz über Laokoön (1797) stellt er zuerst die Eigenschaften auf, die ein vollkommenes Kunstwerk in sich vereinigen müsse, und weist dann im einzelnen nach, wie allen diesen Anforderungen hier aufs glücklichste entsprochen sei. Lebendige, hochorganisierte Naturen sind charakteristisch gebildet, und doch aus der beschränkten Wirklichkeit herausgehoben und in eine ideale Welt versetzt. Über das Ganze ist Anmut verbreitet im symmetrischen Aufbau, und doch herrscht Mannigfaltigkeit in den leidenden und ringenden Gestalten. Die Gruppe ist in sich geschlossen: der dargestellte Moment fruchtbar gewählt, im Übergang zwischen einer ruhigen Situation und der folgenden Erregung; zugleich aber erscheint die heftige Bewegung durch die Schlangen gelähmt, so daß dem Ganzen eine gewisse Ruhe und Einheit gegeben ist. Mit feinstem Verständnis ist Goethe den Absichten des schaffenden Künstlers nachgegangen; als Meister des deutschen Wortes hat er ausgesprochen, was Gleichgesinnte mit ihm empfanden: von geschichtlicher Würdigung, die das einzelne Kunstwerk im Zusammenhang einer Entwicklung zu begreifen sucht, war dabei keine Rede.

Für empfängliches Genießen gab es von solcher Auffassung aus Anhaltspunkte genug; und voll Dank folgen wir noch heute den reichen Anregungen, die jene große Zeit auch in dieser Beziehung gegeben hat. Bedenklicher war der Einfluß, den die unhistorische Denkweise auf die Tätigkeit der Künstler ausüben mußte. Daß Carstenssche Zeichnungen und Thorwaldsens Bildwerke, bei aller

Bewunderung die sie verdienen, kalt lassen, dürfen wir uns heute wohl eingestehen. Der dorische Tempel, als Stätte eines heiteren Gottesdienstes unter dem blauen Himmel südlicher Landschaft entstanden, wurde als Schema nach Norden übertragen und inmitten des Häusermeeres moderner Großstädte den fremdartigsten Zwecken dienstbar gemacht. Daß der Bildhauer, auch wo er Neues zu gestalten habe, sich der Formensprache der Griechen bedienen müsse, ist ein Dogma, dem noch heute gehuldigt wird. Dazu kam der zufällige Umstand, daß Proben bemalter Skulptur bis vor kurzem kaum gefunden waren, und erzeugte den Irrtum, dem erhabenen Stil sei nur die weiße Farbe des Marmors angemessen. So kamen Werke zustande, bei denen dem Beschauer das Herz nicht warm wird. Pflichtmäßige Hochachtung wurde nachgesprochen; in manchem Spott machte sich der natürliche Widerspruch eines lebenden Geschlechtes Luft: zu einem ruhigen, selbständigen Urtheil fehlte der modernen Ästhetik die Kraft. Der Name des Griechentums hielt sie gebannt.

Von der historischen Altertumswissenschaft kam die Befreiung. Durch glückliche Funde und planmäßige Ausgrabungen lernte sie mehr und mehr den Wandel kennen, den die Kunst bei den Griechen durchgemacht hat, und im Anschluß daran wandelten sich die Ansichten über diese Kunst, vertiefte sich das Verständnis ihres Wesens. Für Windelmann und die Seinen bezeichneten Laokoön und der Apoll von Belvedere den Höhepunkt; den größten Teil der Denkmäler, die sie vergleichen konnten, machten römische Nachbildungen aus. Goethe erlebte noch die beiden ersten großen Vermehrungen des Materials: die Giebelskulpturen vom Parthenon wurden im Jahre 1812 durch Lord Elgin nach London gebracht, 1811 kamen die Agineten in den Besitz des nachmaligen Königs Ludwig I. von Bayern. Den Verehrern des Altertums war es nicht leicht, sich mit dem Urtheil zurechtzufinden. Die Parthenonwerke waren so viel ruhiger, schlichter, modernem Empfinden fremder als das, was man bisher bewundert hatte; und noch mehr Mühe des Umlernens verlangten die Gestalten aus den Giebelfeldern des Tempels auf Agina. Hier war eine strenge Kunst, naturwahr, und doch zugleich konventionell befangen, offenbar einer früheren Stufe angehörend als die vom Parthenon. So sah man jetzt in dieser den Gipfel der Entwicklung, die vollkommenste Ausgeglichenheit von Gedanken und Stoff, und meinte an allem, was über Pheidias hinausging, schon ein Ausarten — ins

Leichte, Zierliche, Spielende — zu bemerken. Da gaben, bald nach 1870, Olympia und Pergamon ihre Trümmerschätze her. Die Giebelgruppen vom Zeus-tempel zeigten neben Pheidias eine ganz andere, naturalistische Auffassung und Formgebung; und zwei Meisterwerke bewegter und anmutiger Darstellung, die aus dem Schutt auferstanden, die Nike des Paionios und der pragitelische Hermes, lehrten mit einem Schlage, wie auch nach der perikleischen Blüte noch neue und bedeutende Aufgaben erkannt und gelöst worden sind. Dies führte zu richtigerem Verständnis der großen Meister des 4. Jahrhunderts. Gleichzeitig drang, trotz aller Dürftigkeit des Materials, die Erkenntnis dessen, was die Alten in der Malerei geleistet haben, weiter vor; von dem Bündnis der beiden Schwesterkünste gab der Alexander-Sarkophag, im Jahre 1887 dem Boden entstiegen, eine Anschauung, die wie Offenbarung wirken mußte.

Böllige Überraschung brachten in neuester Zeit (seit 1900) die Königspaläste von Kreta, an deren Wänden umfangreiche Reste einer höchst realistischen Malerei aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. ans Licht traten; und von ähnlicher Fähigkeit, wirkliche Dinge zu beobachten und abzubilden, zeugen Waffen und Geräte mykenischer Herkunft. Aber mit dem Untergange der kretisch-mykenischen Kultur ist auch jene Kunst verlorengegangen; und die, welche sie ausübten, waren schwerlich Hellenen gewesen. Jedenfalls ist das, was sie einst geschaffen haben, von dem Zusammenhange der griechischen Kunst, die nach der Zeit der Wanderungen einen neuen Anfang nehmen mußte, getrennt zu halten. —

„Die“ griechische Kunst, sagen wir: ist sie auch für uns noch ein einheitlicher Begriff? Wenn damit gemeint sein soll, daß sich ihre Gesetze in ein System bringen und zur Befolgung hinstellen lassen, so muß die Frage verneint werden. Wo in Auffassung und Wiedergabe ein unablässiger Wechsel sich zeigt, findet der Nachahmer keinen bequemen Anhalt — doch auch der, welcher selbständig schaffen will, keine hemmende Norm. Die Einheit der griechischen Kunst liegt nicht in dem, was sie ist, sondern in der Art, wie sie wird. Sie verstehen, heißt: die Richtung erkennen, in der sie sich entwickelte.

Daß ihre Werke im Laufe der Generationen immer schöner geworden sind, wird, wer etwa vom „Apoll“ von Tenea bis zu Phisipps Apoxyomenos die Hauptetappen im Geiste durchmustert, ohne weiteres zugeben. Aber folgt daraus ein für allemal, daß Schönheit das

Ziel war, dem die Künstler mit Bewußtsein zustrebten? Lessing glaubte es bewiesen zu haben, Goethe war davon überzeugt. Der Kreis von Kunstfreunden, dessen Anschauungen er, in leicht novellistischer Form, unter dem Titel „Der Sammler und die Seinigen“ (1798/99) sich aussprechen ließ, vertritt übereinstimmend und lebhaft diesen Gedanken. Doch hat der Verfasser auch einen entgegengesetzten Standpunkt zur Geltung gebracht. Ein Gast tritt auf — nach einer wirklichen Person der Bekanntschaft gezeichnet —, der den Vorzug der griechischen Werke in der Kraft der Charakteristik findet. „Alles Schöne der Alten“, sagt er, „ist bloß charakteristisch, und bloß aus dieser Eigentümlichkeit entsteht die Schönheit.“ An Laokoon, an den Niobiden wird dieser Gedanke, paradox und ansprechend, durchgeführt: Bewundernswürdig, wie Goethe aus der Fülle seines Geistes diese von ihm bekämpfte Ansicht doch mit sehr bemerkenswerten Gründen ausgestattet hat. Die Streitfrage lebt heute noch. Um eine Stellung zu ihr zu gewinnen, ist es nötig, zuerst die äußeren Beziehungen, in denen und aus denen die Kunst sich entwickelte, zu verfolgen, dann den inneren Fortschritt, der dabei in der Hauptaufgabe, der Darstellung des Menschen, gemacht wurde, ins Auge zu fassen.

Ein Werkzeug, mit dem das Opferfleisch gefaßt wurde, heißt bei Homer *πεμπώβολον*, der Fünfspieß. Dergleichen sind uns aus Mittelitalien noch erhalten, ungefüge Gabeln mit fünf nach oben gebogenen Zinken. Warum so viele? warum begnügte man sich nicht, wie wir, mit drei oder vier Spitzen? — eine kindliche Frage. Für ein Gerät, das die Hand, um ins Feuer zu greifen, länger und fester machen sollte, war die Fünfzahl der Glieder von selbst gegeben; ein frühes Beispiel derselben Projektion eines Organs, die auf höherer Stufe Brille und Fernglas darstellen. Wenn in solchen Fällen der menschliche Körperteil auch in der Form nachgebildet wurde, wenn wir Zangen finden, in denen eiserne Finger sich zusammenschließen, so ist das nicht spätere Ausschmückung, sondern Erinnerung an den ursprünglichen Sinn. Dasselbe gilt von den Ohren, an denen ein Gefäß ergriffen und gehoben wird, von den Füßen der Sessel und Tische. Uns erscheint die glatte vierkantige oder runde Form solcher Stütze als das Einfachere, an Prachtsesseln und Prunktischen werden Löwenfüße angebracht. Den Alten war umgekehrt der Bierfuß (*τραπέξα*) eine Nachbildung dessen, was sie in der Natur sahen, die

schlichte Form erst ein Ergebnis der Abstraktion. Bei einem sinnlich begabten Volke, das zur Kultur eben erwachte, trieb die Phantasie ein reiches Spiel und nahm an der Ausstattung auch des täglichen Daseins ihren Anteil. Kunst und Handwerk, die wir zu trennen pflegen, waren in der Entstehung aufs innigste verbunden.

Daß bei zunehmendem Können die Arbeit immer besser gelang, versteht sich von selbst; ob der Grund des Fortschrittes in der Verschönerung lag oder in treuerer Nachahmung der Natur, bliebe zu fragen. Ebenso bei dem, was wirklich bloß Schmutz war. Als man von geometrischen Ornamenten dazu überging, Schalen und Krüge mit Nachbildung von Pflanzen- und Tierformen zu verzieren, fiel die Zeichnung zuerst unbeholfen und steif aus, allmählich wurde sie gefälliger. Was dazu führte, war vor allem doch wohl die sich steigende Fähigkeit und Lust, das in der Wirklichkeit Gesehene wiederzugeben. Dieses Verhältnis läßt sich bis in die reifsten Zeiten verfolgen: Mäander, Eierstab, stilisierte Blattrihe sind alte Mittel des Abschlusses und Überganges; erst der Alexander-Sarkophag zeigt unter ihnen verwendet einen Fries von gelblichem Weinlaub, das auf violettem Grunde realistisch gemalt ist. In derselben Richtung liegt es, daß Abbildungen, die ursprünglich nur der Verzierung gedient und sich durch Annahme typischer Formen diesem Zwecke gefügt hatten, mehr und mehr individualisiert und zur Darstellung bestimmter Personen und Vorgänge belebt wurden. So konnte sich aus dem Ornament das selbständige Bild allmählich loslösen. Damit verträgt es sich ganz wohl, wenn in späterer Zeit gelegentlich ein fertiges Bild wieder zum Ornament verwandt wurde, wie man dies in den zweifach wiederholten Kampfszenen auf dem lykischen Sarkophag gewiß richtig erkannt hat. Eine Entwicklung von Jahrhunderten verläuft nicht geradlinig.¹

Wie Bild und Bildstreifen zu dem Gefäß, das sie schmücken, so verhalten sich Metope, Fries, Giebelfeld zum Tempelgebäude. An ihm sind sie entstanden; je reicher sie aber ausgestattet wurden, desto mehr wuchs ihre eigne Bedeutung, so daß sie uns nun, die wir von der Vollendung aus rückwärts blicken, wie selbständige Kunstwerke vorkommen, die an dem Tempel angebracht worden seien. Daß sie vielmehr dienende Glieder eines Ganzen waren, könnte als Mangel erscheinen, als Behinderung der künstlerischen Freiheit. Aber der bestimmte architektonische Zusammenhang, in den hinein

ein Bildwerk komponiert werden sollte, setzte der Phantasie nicht nur Schranken, sondern gab ihr auch einen ins Innere wirkenden Halt. Um den steinernen Querbalken, der das Eingangstor der Burg von Mykene deckte, zu entlasten, ließ man darüber in der Mauer eine dreieckige Lücke, die doch nicht offen bleiben konnte: man schloß sie mit einer Steinplatte; und um diese zu verzieren, wurden jene Löwinnen erfunden, die zu beiden Seiten einer Säule sich aufgerichtet haben. Dem breiten gleichschenkligen Dreieck eines Giebelfeldes sich anzupassen hat den Künstlern anfangs sicher Mühe gemacht; am Schatzhause der Megarer in Olympia kann man das noch merken. Bald aber lernten sie, aus der Not eine Tugend zu machen. Die abnehmende Höhe des Feldes, das zu füllen war bis in die flach verlaufenden Spitzen hinein, wurde der Anlaß, menschliche Körper in reichster Mannigfaltigkeit von Stellung und Haltung zu bilden. Kriende Schützen, gefallene Krieger am Tempel von Agina, sitzende und gelagerte Zuschauer, auftauchende Pferdeköpfe am Parthenon geben von dieser sich einschmiegenden Kunst glänzende Proben.

Wer sich der Entstehungsgeschichte von Michelangelos David erinnert, wie durch die seltsamen Formen eines von ungeschickter Hand verhauenen Steins der erfinderische Geist befruchtet worden war, wird das innerlich Übereinstimmende erkennen. Die Deckenbilder der Sixtinischen Kapelle, unter Rafaels Stanzen der Parnass, die Messe von Bolsena u. a. scheinen aus den Verhältnissen des Raumes, den sie schmücken, hervorgewachsen zu sein; und sie sind es in gewissem Sinne wirklich: der Einbildungskraft des Künstlers hat der unbequeme Rahmen die Aufgabe gestellt und einen Stachel gegeben. Auch in der Poesie, die doch von keinem Bande gehalten, von keiner Schranke gefesselt wird, kann in ähnlicher Weise der schöpferische Trieb geweckt werden. Der Dichter, der unsere Odyssee dadurch erst geschaffen hat, daß er die Phäakengeschichten und die eingelegte Erzählung von den Abenteuern des Helden mit der Sage verband, in welcher der Hausherr nach zwanzigjähriger Abwesenheit, arm und gealtert, in dem Augenblick heimkehrt, wo die Frau der schmerzlichen Pflicht gegen den Sohn und Erben, sich wieder zu vermählen, genügen will: dieser Dichter mußte den Unterschied ausgleichen zwischen den gegebenen 20 Jahren und der erheblich kürzeren Zeit, die Odysseus vor Ilios und auf den Irrfahrten zugebracht hatte. So erfand er Kalypso, die Verhüllerin, bei der der Schiffbrüchige

sieben Jahre verweilt, die anmutigste Frauengestalt, und dazu die rührende Szene des Abschiedes. Wer möchte wünschen, daß dem Dichter solche äußere Nötigung erspart geblieben wäre? Architektur mit gegebenem Zwischenraum hat sich auch hier aufs glücklichste fruchtbar erwiesen.

Schwerer zu beleben als ein dreieckiges Feld war die annähernd quadratische Fläche der Metopen; nebeneinandergestellte Figuren konnten leicht fürs Auge auseinanderfallen. Doch ein vortreffliches Mittel, zugleich zu gliedern und zu verbinden, bot die diagonale Richtung, wie Kentaurenkämpfe am Parthenon, Herakles mit dem Stier in Olympia sie zeigen. Damit war ein Motiv gewonnen, das mannigfaltig verwertet werden konnte und in weiterer Entwicklung auch an solchen Werken hervortritt, die von viereckiger Umgrenzung frei waren. Am Gigantenfries von Pergamon findet man es wieder; am Laokoön bewunderte Jacob Burckhardt die „furchtbare Diagonale, welche in der Gestalt des Vaters sich ausdrückt“. Von einfachen Linien umrissen erscheint allerdings auch diese Gruppe, zumal wenn man sie von weitem betrachtet, ohne auf die Einzelheiten zu achten. Für Goethe galt sie deshalb als Beispiel einer Eigenschaft, die er den alten Bildhauern überhaupt nachrühmt, der Sorgfalt, womit die Massen gegeneinandergestellt sind, symmetrisch gefällig, ohne störendes Herausragen einzelner Glieder. Wieweit die Künstler sich dieser Tugend bewußt gewesen sind, wird niemand entscheiden können; entstanden aber ist sie nicht aus Überlegung und Entschluß, sondern als wohlthätige Folge des Zwanges, den die Gestalt und Gliederung des umgebenden Bauwerkes lange Zeit ausgeübt hatte. Die Gewohnheit, ein gerundetes Ganze zu schaffen, war davon geblieben.

Wie sehr das Werk der Plastik durch einen architektonischen Rahmen getragen und wirksam hervorgehoben wird, kann man so recht an modernen Denkmälern ermessen, die oft voraussetzungslos, wie sie erfunden sind, auch aufgestellt werden, ohne einen Hintergrund, der ihr Dasein vermittelt. An und für sich ist es natürlich ein Vorzug, wenn Statuen oder Gruppen von Statuen so gearbeitet sind, daß sie von allen Seiten angesehen werden können und immer einen gefälligen Anblick gewähren. Mit der Entstehungsweise der griechischen Kunst hängt es zusammen, daß sie erst spät dahin gelangt ist, auch diesen Vorzug sich zu eigen zu machen. Zwar verschmähte man

es bald, sich die technische Ausführung im Hinblick auf den Platz, für den die Werke bestimmt waren, zu erleichtern; die Agineten wie die Figuren der Parthenongiebel, die doch nur von vorn gesehen werden sollten, sind an der Rückseite mit nicht geringerer Sorgfalt behandelt. Aber die Erfindung blieb lange Zeit durch den Gedanken an die schützende Hinterwand, von der sich das Gebilde abheben sollte, beeinflusst und, wie man hier sagen muß, gehemmt. Noch Laotoon gehört vor eine Nische, obwohl er aus einer Zeit stammt, in der man schon gelernt hatte, die dritte Dimension, die der Tiefe, voll auszunutzen. Lysipp, Alexanders Zeitgenosse, scheint der erste gewesen zu sein, dem dies gelang. Sein schlanker Jüngling mit dem vorgestreckten rechten Arme, von dem die Linke den Sand der Palästra abstreift, zeigt neben und vor anderen charakteristischen Zügen auch den, daß die Gestalt in voller Körperlichkeit dasteht, frei in den Raum hinein komponiert ist. Drei oder vier Generationen vor Lysipp lebte ein Bildner, der die äußeren Mittel der Kunst in unvergleichlicher Weise beherrschte und in der Konzeption vor keiner Kühnheit zurückschreckte, Myron von Eleutherä; auf den Gedanken einer rücksichtslosen Tiefendarstellung war er noch nicht gekommen. Der berühmte Diskoswerfer ist inmitten der heftigsten Bewegung aufgefaßt, in einer Haltung, die nur einen Augenblick dauern kann; mit angespannten Muskeln steht er vor uns, im Begriffe vorwärtszuschnelles, und doch behalten wir den Eindruck des Natürlichen und Ungezwungenen: aber er soll von vorn betrachtet werden, er wirkt wie ein von der Platte gelöstes Relief.

Der Gedanke konnte sich einstellen und ist von Adolf Hildebrand, dem Bildhauer, in einer geistreichen Studie einleuchtend dargelegt worden, daß überhaupt diese Kunst vom Relief ausgegangen sei, dessen Schichten man mehr und mehr voneinander zu lösen suchte. Aus solcher Herkunft würde die an sich auffallende Erscheinung sich auf natürliche Art erklären, daß auch in Werken der Rundplastik solange an der Darstellungsweise festgehalten worden ist, die auf eine flächenhafte Wirkung berechnet war. Desgleichen spricht für Hildebrands Theorie der Entwicklungsgang, den bei den Griechen das Flachrelief, in den Denkmälern nachweisbar, genommen hat. Der heutige Künstler trägt auf eine Tafel den Ton auf, aus dem er ein halberhabenes Bild modelliert; der Grieche begann mit der oberen Fläche, indem er die Figuren eines auf Stein entworfenen Bildes

dadurch hervorhob, daß er den um sie und zwischen ihnen freigebliebenen Teil des Feldes vertiefte. Daher rührt der Eindruck sanfter Abstufung und vornehmer Ruhe, den Werke wie der Panathenäenfries am Parthenon auch da machen, wo die abgebildeten Gestalten lebhaft bewegt sind. Kein Pferdehaupt, kein Knie eines galoppierenden Reiters springt aus der Fläche hervor. Die Weisheit der Künstler, die um einer gleichmäßig schönen Wirkung willen den vollen Ausdruck der Wirklichkeit zurückgehalten hätten, ist oft bewundert worden. Mit Recht, und doch auch mit Unrecht. Nicht von der Wirklichkeit ging man aus und suchte sie auf Schönheit zu stimmen, sondern die übereinstimmende Fläche war da, und von ihr aus näherte man sich der Wirklichkeit. Wie die Griechen dem Zwange, den das gegebene Material und die an ihm zu lösende Aufgabe enthielten, äußerlich sich gefügt und ihn innerlich durch desto feinere Ausarbeitung so überwunden haben, daß ein Vorzug daraus wurde, das ist das eigentlich Große.

Ob an den griechischen Marmorwerken Farbe verwendet worden sei, wird nicht mehr gestritten; sagt man aber, das Relief sei bemalt worden, so ist das ein irreführender Ausdruck. Für Zeiten der entwickelten Kunst trifft er zu, ursprünglich war es umgekehrt: Bilder, die auf Stein gemalt waren, wurden mit Hilfe des Meißels wirksamer herausgearbeitet, und so ist das Relief entstanden. Durch Conzès grundlegende Untersuchungen ist schon vor längerer Zeit dieses geschichtliche Verhältnis nachgewiesen worden. Andere, voran Adolf Michaelis, haben daran angeknüpft und beobachtet, wie auch im späteren Verlaufe bei den meisten Eroberungen, welche die bildende Kunst gemacht hat, der Malerei die Führung geblieben ist. Leider sind uns ihre Schöpfungen bis auf geringe Reste verloren; wir müssen uns begnügen, die Wirkung, die davon ausgegangen ist, in ihren Spuren zu verfolgen. In der Gewandbehandlung an den Giebelfiguren des Parthenon hat man mit gutem Grund einen Einfluß Polygnots vermutet, von dem Plinius berichtet (XXXV 58), daß er der erste gewesen sei, der Frauen in durchsichtigem Gewande darstellte. Für eine frühere Stufe geben die schwarzen Vasen mit roten Figuren eine Anschauung davon, wie lebendig schon zur Zeit der ausgehenden Tyrannis in Athen der Maler menschliche Gestalten in freier Bewegung und mannigfaltiger Gruppierung zu zeigen vermochte; der Bildhauer begnügte sich noch, Figuren nebeneinander-

zustellen, höchstens in typischen Vorgängen mit streng abgemessener Bewegung zu verbinden. Die Malerei fand immer zuerst eine neue Art, zu sehen und zu schildern.

Im Grunde war diese Reihenfolge doch auch natürlich: der Pinsel ist leichter zu handhaben als der Meißel. Auch die griechische Kunst war keine frei waltende Himmelstochter, sondern in all ihrem Schaffen irdisch bedingt. Bewundern müssen wir, wie sie es verstand, Fesseln mit Anmut zu tragen und, wo ihre Bewegung gehemmt war, so willig nachzugeben, daß sie mit freiem Entschluß den Gebrauch der Kraft gemildert zu haben schien. Der Entfaltung bunter Farbenpracht auf der Oberfläche des Marmors setzte die technische Schwierigkeit, eine beliebige Farbe mit dem Steine fest zu verbinden, gewisse Schranken; und so konnte die Gefahr nicht eintreten, die uns Modernen in der Wachsfigur vor Augen steht. Bei aller Naturwahrheit blieb doch ein Schimmer des Unwirklichen über das farbige Werk ausgebreitet, der es der Alltäglichkeit entrückte und in eine Welt erhob, die ihre eigenen Gesetze hat.

Aber war diese Welt das Ziel, nach dem gestrebt wurde? Giebelöffnungen und freie Stellen im Mauerwerke, die gefüllt werden sollten, boten wirksam begrenzte Felder für bildliche Darstellungen; die Art, wie das Relief gewonnen wurde — durch Vertiefung einer Fläche, wobei die Arbeit von oben nach unten ging —, brachte es mit sich, daß dem plastischen Bilde der gleichmäßige Charakter des Flächenhaften gewahrt blieb: was uns auf tiefer künstlerischer Absicht zu beruhen scheint, war im Grunde nur ein Ergebnis äußerer Umstände. Bei der Bemalung des Marmors zeigte sich soeben ein ähnliches Verhältnis: die Not hat ein Verfahren erzeugt, das dann den Eindruck gewollter Idealisierung hervorrief. Sollen wir nun sagen, daß die griechischen Künstler die Welt des Ideals erobert haben, ohne es zu wissen? — Durch Betrachtung der Fortschritte, die sie in Darstellung des Menschen gemacht haben, muß hierauf die Antwort gesucht werden.

Sehr allmählich gelang es, den Körper in mannigfaltigen Stellungen zu bilden und zugleich dafür zu sorgen, daß die Lage der einzelnen Teile der Gesamthaltung entsprach. Ein Profil ist leichter aufzufassen als ein ganzes Gesicht; das können wir täglich noch erfahren, wenn wir die ersten Zeichenversuche der Kinder beobachten. In einen vielleicht nicht schlecht entworfenen Kopf setzt der kleine

Künstler die Augen in voller mandelförmiger Breite, weil er dies als charakteristische Gestalt des Auges gemerkt hat. Die Füße werden wieder seitwärts gestellt und die Arme, damit sie sich nicht decken, rechts und links vom Kumpf angebracht, der dadurch in die Vorderansicht kommt. Wer sich einmal um Zeichenunterricht bemüht hat, weiß, wie schwer es hält, von Anfängern zu erreichen, daß sie das aufs Papier bringen was sie sehen, und nicht was sie wissen. Von der gleichen Schwäche hat die Kunst einst sich befreien müssen; die ganze, langsam gelingende Ausbildung der Perspektive gehört in dieses Kapitel. Was soeben geschildert wurde, ist das „ägyptische Profil“, das auch in griechischer Malerei und Reliefkunst den Anfang macht. Hält man dagegen ein attisches Grabrelief des 4. Jahrhunderts, so zeigt sich freilich ein Fortschritt zur Schönheit, doch ebensosehr zur Wahrheit. Zu überlegen ist, welche Seite die treibende war: ob die Künstler in dem Wunsche, ihre Menschen schöner erscheinen zu lassen, sie richtiger gebildet haben, oder ob die Bemühung, richtig darzustellen, zur Schönheit geführt hat. Die Antwort scheint hier kaum zweifelhaft zu sein. Schönheit ist etwas Unbestimmtes, Ähnlichkeit etwas Greifbares: diese gab den Anhalt, an dem sich die Kunst vorwärts arbeitete. — So einfach steht die Sache doch nicht.

Bei der archaischen Gestalt des Jünglings, den man früher Apollon von Tenea nannte, liegt das Unschöne vor allem in ihrer Steifheit; obwohl der eine Fuß etwas nach vorn gestellt ist, ruht doch der Körper gleichmäßig auf beiden Hüften. Den Unterschied zwischen Standbein und Spielbein auch in seiner Wirkung auf die oberen Teile zum Ausdruck zu bringen, lernte man im Laufe des 6. und 5. Jahrhunderts. Polyklet von Argos, ein Zeitgenosse des Pheidias, entwickelte daraus ein neues Motiv, indem er das Stehen als unterbrochenes Schreiten auffaßte. Der Körper seines Doryphoros (Speerträger) ruht auf dem rechten Bein; das linke, wie in Schrittbewegung zurückgestellt, berührt nur noch mit der Fußspitze den Boden, als sollte es im nächsten Augenblick nach vorn gezogen werden. Damit ist der Starrheit des Materials wieder eine größere Annäherung an das Lebendige abgerungen. Indem aber der Künstler dieselbe Grundform öfter und so auch bei dem Jüngling antwandte, der sich die Siegerbinde ums Haupt legt (Diadumenos), hat er das Realistische der Situation ein wenig verletzt, doch wohl mit Bewußtsein zugunsten derjenigen Ansicht einer menschlichen Gestalt, die ihm

als die gefälligste erschien. Daß er überhaupt auch nach dem Schönen strebte, dafür zeugt der Gedanke, der von ihm gefaßt und ausgeführt wurde: durch sorgfältige Vergleichung und Berechnung die Verhältnisse am Körper festzustellen und daraus etwas an sich Vollkommenes und Vorbildliches zu schaffen. Eben der Doryphoros ist es, der diesen „Kanon“ darstellt. Aber so richtig die Einzelheiten abgemessen waren, das allzu Stämmige der Erscheinung entsprach nicht dem, was man an den lebenden Gestalten wirklich sah; auch Polyklet war zu sehr noch seinem Wissen gefolgt. Von Lysipp sagt man heute wohl, er habe ein neues Ideal der menschlichen Gestalt geschaffen. Besser wußte er selbst, was er wollte, wenn er wirklich gesagt hat, was Plinius (XXXIV 65) berichtet: von den Früheren seien die Menschen so gebildet worden wie sie sind, von ihm so wie sie scheinen. Die eigentlich künstlerische Aufgabe war damit klar erkannt: mehr als dem Verstand und dem Gedächtnis dem Auge zu glauben und, was vor dem eignen gestanden hat, für fremde Augen sichtbar zu machen. Das Leichtfüßige, Schwebende in der Haltung des Apoxyomenos, dessen Bild in dem Augenblicke gefaßt ist, wo die Last des Körpers vom linken Bein auf das rechte übergehen will, wirkt schön und lebenswahr zugleich. Man kann nicht anders als glauben, daß der Künstler beides gewollt hat.

Zum Kampfe, mit erhobenem Arm ausschreitende Figuren darzustellen hat man frühe schon gewagt. Die Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton, in der Gruppe im Museum zu Neapel, deren Original bald nach 500 v. Chr. entstanden sein muß, sind ein berühmtes Beispiel. Kopf, Arme und Beine erscheinen in lebhaftester Bewegung; Unterleib und Brust aber sind nicht anders gebildet als bei einem ruhig Stehenden. Wie in Wirklichkeit der ganze Körper an dem, was Arme und Beine tun, Anteil hat, zeigt anderthalb Jahrhunderte später der Apollon Sauroktonos des Praxiteles, der sich mit dem erhobenen linken Arm an einen Baum lehnt, mit der Rechten seitwärts ein wenig ausholt, um die auf halber Höhe kriechende Eidechse mit einem Pfeile zu speißen. Die Hüfte über dem feststehenden rechten Bein ist gehoben, die Brust darüber zusammengedrückt, dagegen auf der dem Baume zugekehrten Seite gedehnt. Auch in dem Knaben, der gebückt sitzt, um sich einen Dorn aus dem Fuße zu ziehen, tritt eine vollendete Kunst hervor, den Kumpf so zwischen den Extremitäten vermitteln zu lassen, wie es bei dem lebenden, un-

gezwungen sich bewegenden Menschen von selbst geschieht. Beide Werke lassen schöne Körper in charakteristischer Haltung sehen. Aber Schönheit, an ruhig stehenden Gestalten, war oft schon geboten worden; was hier neu gelungen ist, war der Versuch, das Besondere der gewählten Stellung naturwahr zum Ausdruck zu bringen.

In der Entwicklung, durch welche die griechischen Bildhauer zu solchem Können gelangt sind, nehmen die Ägineten einen ehrenvollen Platz ein. Mit anatomischer Treue sind die Körper der Kämpfenden wie der Verwundeten gebildet; auf den Gesichtern liegt ein starres Lächeln, damals wohl das einzige Mittel, um einen Hauch von Leben in die steinernen Blüge zu bringen. Daß überhaupt eine primitive Kunst viel Konventionelles enthält, ist leicht zu verstehen: eine Beobachtung, eine Ausdrucksweise ist gelungen, sie wird nun als Fund weitergegeben und ausgenutzt. Aber die Aufmerksamkeit des Nachfolgers schläft nicht, nur lenkt sie sich auf einen andern Punkt; er macht eine neue Entdeckung und gewinnt auch seinerseits der Natur eine Wirkung ab. So entsteht eine Mischung aus Gebundenheit und Freiheit, das sprechende Zeugnis fortschreitenden Könnens. Im Gebiete der Poesie wird uns eben dies bei Homer begegnen. Das äginetische Lächeln wurde bald aufgegeben; aber erst verhältnismäßig spät ist die griechische Kunst dahin gelangt, das Gesicht wirklich zu beleben. Empfindungen wurden durch die Haltung des ganzen Körpers, durch die Stellung der Personen zueinander angedeutet, wovon das Orpheusrelief, die Abschiedszene auf dem Satrapensarkophag bekannte Beispiele sind. Ebenso mußte ja — eine Parallele, die von Franz Winter schön hervorgehoben wird — die lebende Plastik auf der Bühne verfahren, wo die Maske eine Mitwirkung des Mienenspiels nicht zuließ.

Daß den Anfang mit individuellerer Behandlung der Köpfe die Malerei gemacht hat, ist nach dem, was wir gesehen haben, an sich wahrscheinlich. Wenn wir dem Xenophon glauben dürfen, so war Parrhasios durch ein Gespräch des Sokrates auf den Gedanken gebracht worden, die Gesichtszüge eines Menschen so zu bilden, daß sein inneres Wesen durch sie hindurchschiene (Memorab. III 10). Und das wäre nicht wunderbar; innerlich hing jedenfalls die Neuerung mit dem Vordringen reflektierten Denkens zusammen, das die Vorgänge in der eignen Seele beobachtete und zergliederte. So ist das Zeitalter der Sophisten für die literarische wie für die eigentliche Porträtkunst der Griechen bedeutend geworden.

Aber jenes Gespräch interessiert uns nicht nur durch das, was darin Neues angeregt wird, sondern auch durch das, woran Sokrates anknüpft. „Nicht wahr?“ so fragt er, „was schön anzusehen ist, bildet ihr nach; und da es nicht möglich ist einen einzelnen Menschen zu treffen, der alles tadellos hat, so bringt ihr aus vielen das zusammen, was bei jedem einzelnen das Schönste ist, und bewirkt so, daß die ganzen Gestalten schön erscheinen.“ Parrhasios gibt das zu; und darin haben wir eine deutliche Beschreibung des Weges, auf dem ein Schönheitskanon gewonnen wird. Dies war also ein geläufiges Verfahren; und wir erinnern uns, daß es dem Zeugis gebient haben soll, als er seine Helena schuf. Auch Aristoteles setzt es so sehr als bekannt voraus, daß er, um den Wert des politischen Urteils einer Gesamtheit zu erläutern, darauf hinweist, wie „die künstlerischen Gemälde sich von den wirklichen Dingen darin unterscheiden, daß dort zur Einheit vereinigt erscheint, was hier vielfach zerstreut ist; denn getrennt betrachtet könnte von dem einen wirklichen Menschen das Auge, von einem anderen ein anderes Glied schöner sein als das im Gemälde“ (Politik III 11). Aber Aristoteles wußte auch, daß diese Art zu idealisieren (*βελτιώνας εικάζειν ἢ καθ' ἡμᾶς*, Poet. 2) nicht die höchste ist. Höher als Zeugis stellte er Polygnot, bei dem die Schönheit und das Charakteristische verbunden seien. Wie dies vom Kritiker gemeint war, hat Bahlen, indem er an Michelangelo erinnert, verständlich gemacht: „Nicht von der Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinung ging Polygnot aus, sondern von dem Grundmotiv der Individualität, von der Idee der dargestellten Person, und dieses *ἐναργὲς ἐν τῇ ψυχῇ παράδειγμα*, wie Platon sich ausdrückt (das seiner Seele deutlich vorstehende Bild), suchte er in jedem Zuge seiner Gemälde zu verkörpern.“ Und allgemein sah hierin Aristoteles die Bedeutung der guten Porträtmaler, daß sie durch Wiedergabe der eigentümlichen Erscheinung, indem sie die Personen ähnlich machen, sie zugleich schöner bilden (*ἀποδιδόντες τὴν ἰδίαν μορφήν ὁμοίους ποιοῦντες καλλίους γράφουσιν*, Poet. 15).

Wie dies dem Künstler gelingen mag, das ist nun freilich sein Geheimnis, das niemand — und er selbst vielleicht am wenigsten — imstande sein würde restlos in Worte zu fassen. Furtwängler hat diesem Problem eine seiner letzten Untersuchungen gewidmet, und hat eben in der Verschmelzung von Natur und Stil das Itatio-

nale gefunden, aus dem die Blüte griechischer Kunst sich erzeugt habe. Alle Schönheit beruht auf der Verbindung von Gegensätzen; nicht auf einem Kompromiß, wobei von jeder Seite etwas nachgelassen und ein schwächliches Mittelmaß gesucht wird, sondern darauf, daß beide Teile in ungeschwächter Kraft wirken, dabei aber sich wechselseitig durchdringen und ein Ganzes hervorbringen, das als Einheit empfunden wird. Wo in Kunstwerken der Stil hervorstricht, da erscheinen sie steif und unlebendig, wie so manche stilgetreue Imitation unserer Zeit; wo jede Gebundenheit der Form verschwindet, da verlegt uns der Eindruck des Gefeglosen. Das Geheimnis der Griechen lag darin, daß sie — auf jeder Stufe der Entwicklung — Gesezmäßigkeit und Freiheit zugleich zu wahren wußten.

Was und wie sollen wir von ihnen lernen? Sicher nicht so, daß wir irgendeine dieser Stufen, und wäre es die höchste, festhalten und aus dem, was auf ihr erreicht ist, Regeln ableiten, an die sich jezt und für immer die Künstler zu halten hätten. Vielmehr gilt es, die Kräfte lebendig zu machen, die in jener Entwicklung sich ausgewirkt haben. Unter ihnen aber war die vornehmste, die eigentlich vorwärts drängende, doch der Trieb, mit redlichem Bemühen um Wahrheit und Treue das darzustellen, was das sinnliche oder geistige Auge geschaut hatte. Wenn die heute lebenden und die zukünftigen Künstler nichts Besseres tun können, als in diesem Bemühen den Griechen zu folgen, so läßt sich dabei durch keinen Willen im voraus bestimmen, ob das Dargestellte schön wird oder häßlich. Der Stil eines Zeitalters ist ungewollte, unbewußte Äußerung seines gesamten geistigen Charakters: von dessen Veredlung oder Verschlechterung hängt überall der Wandel ab, der sich in der Kunst eines Volkes vollzieht.

Versbau.

Auch in der redenden Kunst gibt es verschiedene Weisen, von großen Vorbildern zu lernen; die eine bringt Erstarrung, die andere Leben. Nicht die fertigen Werke sollen wir uns vor Augen stellen, um nach gegebenen Mustern heute noch ähnliche hervorzubringen, sondern die Art, wie sie entstanden sind, um daraus Kräfte zu saugen, die von innen heraus dann selbständig wirken.

Für ein Gebiet, ein grundlegendes, der Architektur verwandtes ist der erste Satz heute wohl allgemein zugegeben: Nachbildungen

kunstvoller antiker Metra machen auf uns einen frostigen Eindruck. Daraus folgt aber nicht, daß der Durchgang durch das, was Klopstock und seine Nachfolger in dieser Richtung geübt haben, ein Irrweg gewesen sei. Es bedurfte wohl dieser gründlichen Erprobung überlieferter Formen als eines Läuterungsprozesses für die deutsche Verskunst. Nachdem er sich vollzogen hat, sehen wir jene Formen etwas anders an, mit dem Wunsche, Grundverhältnisse des metrischen Aufbaues zu erkennen, die unabhängig von einer bestimmten Art der Anwendung bestehen.

Dadurch, daß nicht nur Hebungen gezählt, sondern lange und kurze, betonte und unbetonte Silben in fester Zahl zu Gruppen vereinigt wurden, sind kleinere metrische Einheiten entstanden, mit deren feststehender Größe nun die Reihe der Worte, die sehr verschiedenen Umfang haben, gemessen werden muß. Gerade dadurch, daß die Grenzen oft nicht dieselben sind, wird der Vers zusammengehalten. Wie eine Mauer, in der nicht Fuge mit Fuge und Platte mit Platte sich deckt, sondern jeder Stein in einer Schicht von der Mitte des einen darunterliegenden bis zur Mitte des anderen reicht: so greift das Wort aus einem Versfuß in den anderen hinüber, der angefangene Versfuß, den ein Wortende abschneidet, gibt Anlaß die metrische Reihe weiterzuführen. Diese Einschnitte, wie sie das Wort im Innern des Versfußes macht, die Cäsuren, haben also doppelte Wirkung: sie trennen und verbinden, im Kleinen wie im großen. Von den drei oder vier solcher Grenzstellen, die jeder Hexameter etwa hat, treten bei sinngemäßem Sprechen einzelne stärker hervor, wo nicht nur ein Wort, sondern eine innerlich verbundene Wortgruppe zu Ende ist: eine Cäsur, die mit dem Ende eines Satzes oder Satzgliedes zusammenfällt, macht sich als Hauptcäsur bemerkbar. Und nun mag man an einer Anzahl griechischer oder lateinischer, am besten doch homerischer Hexameter betrachten, wie oft sie einzutreten und wo sie zu stehen pflegt. Man wird finden: die meisten dieser Verse kommen in zwei natürlich sich abhebenden Teilen zu Gehör, und zwar sind dann die beiden Teile immer annähernd gleich, nie ganz gleich, weil die Hauptcäsur entweder kurz vor oder kurz nach der eigentlichen Mitte steht. So sind zwei einander widersprechende Forderungen auf einmal erfüllt und dadurch versöhnt: Regelmäßigkeit und Abwechslung. Auch der sechsfüßige iambische Vers, der Trimeter, zeigt in seiner Hauptcäsur dieses schöne Bündnis, recht im Unter-

schied von dem Alexandriner, der genau in der Mitte geteilt ist: da hier immer Wort und Versfuß zugleich zu Ende sind — man nennt solchen Einschnitt eine Diärese —, so kassen die Hälften auseinander, und die unablässige Wiederkehr der Glieder $\cup - \cup - \cup -$, und nochmals $\cup - \cup - \cup -$, fällt langweilig und eintönig ins Ohr.

Daktylen und Trochäen auf der einen Seite ($- \cup \cup$ und $- \cup$), auf der andern Anapäste und Jamben ($\cup \cup$ und $\cup -$), sind einander entgegengesetzt, machen auch, wenn sie in Reihen vernommen werden, entgegengesetzten Eindruck. Beide Arten von Rhythmen, den fallenden wie den steigenden, kann der Spondeus mildern und vor klappernder Geschwindigkeit bewahren. Er selbst mit seinen zwei gleichlangen Silben ($- -$) würde nie einen Rhythmus erzeugen, denn dessen Wesen ist das Auf- und Abgehen des Tones; aber er gilt in jedem der vier einfachen Rhythmen als Stellvertreter, der nicht bloß geduldet ist, sondern, hier und da sich einstellend, nun gerade wohlthätige Abwechslung mitbringt. Diese Möglichkeit haben die alten Dichter benutzt, um der Reihe von Jamben-Paaren ein Element des Fallens, der von Trochäen-Paaren etwas Steigendes mitzuteilen:

$$\begin{array}{cccc|cccc|cccc} \cup & - & \cup & - & \cup & - & \cup & - & \cup & - & \cup & - & \cup & - \\ - & \cup & - & \cup & - & \cup & - & \cup & - & \cup & - & \cup & - & \cup \end{array}$$

Immer die am Rande stehende Kürze eines von zwei Jamben oder zwei Trochäen gebildeten „Metrons“ darf einer Länge den Platz räumen, ein bekanntes Gesetz: so haben die Metra des steigenden Rhythmus das stärkere Gewicht in ihrer ersten Hälfte, die des fallenden in der zweiten. Usener hat das fein entdeckt; und neuere Untersuchungen haben immer tiefer in den ursprünglichen Sinn der griechischen Metrik hineingeführt, indem sie erkennen lehrten, daß für deren Aufbau überhaupt nicht der zweisilbige Fuß, sondern eben eine Zusammenfassung von vier Silben die eigentlich grundlegende Einheit gebildet hat. Davon mehr als diese Andeutung zu geben ist hier nicht möglich. Dagegen läßt sich von der Kunst des Ihrischen Versbaues wohl auch aus ganz kleinen Proben ein Hauch verspüren.

Eine schlichte Form, die sich aber die Welt erobert hat, ist die sapphische Strophe. Die Dichterin, nach der sie genannt ist, stammte von der Insel Lesbos und lebte zur Zeit Solons. Eins der wenigen Lieder, die von ihr erhalten sind, malt die Stimmung des Gemütes, das Trost finden möchte wegen verschmähter Liebe. Darin heißt es:

<i>καὶ γὰρ, αἰ φεύγει, ταχέως διώξει</i>	— — — — —
<i>αἰ δὲ δῶρα μὴ δέκει, ἀλλὰ δώσει</i>	— — — — —
<i>αἰ δὲ μὴ φλῆι, ταχέως φιλῆσει</i>	— — — — —
<i>κῶνκ ἐθέλοισα.</i>	— — — — —

Flieht sie jetzt auch — bald wird sie selbst verfolgen;
 Will Geschenk nicht nehmen? — sie wird es geben.
 Ach, sie liebt nicht! — bald wird sie lieben müssen,
 Wenn sie auch nicht will.

Der durchweg fallende Rhythmus ist dadurch belebt, daß zweisilbige und dreisilbige Füße wechseln; immer zwischen zwei Trochäenpaare ist ein Daktylus gestellt. Dieselben Bestandteile enthält die eine kürzere Zeile, deren regelmäßiger Eintritt jedesmal eine Gruppe von Versen abschließt und das Gedicht in vierzeilige Strophen gliedert. So ist mit einfachsten Mitteln der Eindruck des Feierlichen und doch nicht Monotonen hervorgebracht.

Kunstvoller hat Alkaios die Strophe gebaut, die seinen Namen trägt. Er war ein Landsmann und Zeitgenosse der Sappho, ein leidenschaftlicher Aristokrat, der in Krieg und Bürgerzwist sich hervorgetan und Gefahren bestanden hat. Nach der Ähnlichkeit eines horazischen Gedichtes (I 14), zu dem ein alter Erklärer die griechischen Worte als Parallele und benutztes Vorbild angemerkt hat, ist vermutet worden, daß der lesbische Patriot das Staatsschiff im Sinn hatte, wenn er, mit voller Anschaulichkeit das Gleichnis ausmalend, sang:

<i>ἀσυνέτημι τῶν ἀνέμων στάσιν</i>	— — — — — — — — — —
<i>τὸ μὲν γὰρ ἔνθεν κῶμα κλίνδεται</i>	— — — — — — — — — —
<i>τὸ δ' ἔνθεν ἄμμες δ' ὄν τὸ μέσσον</i>	— — — — — — — — — —
<i>ναῖ φορήμεθα σὺν μελαλνα.</i>	— — — — — — — — — —

Nicht mehr zu deuten weiß ich der Winde Zwist;
 Denn bald von dorthier rollet die Well' heran,
 Von dort bald: uns dazwischen trägt es
 Reißend dahin mit dem dunklen Schiffe.

Zwei Verse sind gleich: in jedem von ihnen hebt sich der Rhythmus, um von einem Ruhepunkte ab wieder zu fallen. In der dritten Zeile wiederholt sich in längerem Zuge die steigende, in der vierten die fallende Bewegung. Es ist, als ob dieselbe Kraft, nach zweimaligem kürzeren Ansatze, stärker sich aufraffte, nun wirklich eine größere Höhe

erreichte, von ihr aber um so tiefer herabsänke. Ein paar Striche machen das deutlich:



Die Einheit der Strophe tritt hier doch noch fühlbarer hervor als in dem vorigen Beispiel: sie umfaßt fünf Wendepunkte zwischen sechs Gliedern, also drei Wellen, in denen der Rhythmus sich hebt und senkt. Auch deutsche Oden, die in diesem Maße gedichtet sind, wie Klopstocks „Rheintwein“ oder „Dem Erlöser“, gewinnen an Leben und Wirkung, wenn man sie mit einem Bewußtsein dieser wechselnd gerichteten Bewegung liest.

Wieviel freilich davon den alten Dichtern selbst bewußt gewesen ist, wird wohl niemals ergründet werden. Wir suchen ein Kunstwerk zu würdigen, indem wir uns die Gesetze klarmachen, die darin herrschen, dürfen aber nicht vergessen, daß unsere Beschreibung von außen kommt, die schöpferische Kraft von innen gewirkt hat. Auch die Sprache bietet uns ja — davon soll noch die Rede sein — Erzeugnisse des menschlichen Geistes, bei denen wir geneigt sind berechnende Tätigkeit vorauszusetzen, weil uns rechnende Überlegung hilft die vollendeten zu begreifen, und die doch aus einer Zeit stammen, der jede Reflexion über das eigne Denken fremd war. So könnte an den kunstreichen Gebilden griechischer Metrik der Naturtrieb größeren Anteil haben, als ein moderner Mensch ahnt oder gar nachzuempfinden vermag. Was für solche Annahme spricht, ist der bei Homer wie in der alten Elegie und in der Lyrik uns oft überraschende Eindruck, als hätten die Worte sich von selbst in den metrischen Bau gefügt, als wären die Verse nicht gemacht, sondern entstanden. Horazens Oden zeigen ein strengeres Schema als die griechischen, die ihm als Vorbilder dienten; und für diese wieder hat rückwärts schreitende Forschung erwiesen, daß ihre regelmäßigen Formen allmählich erst aus bunterer Mannigfaltigkeit herausgearbeitet worden sind. Die wohlthuende Verschmelzung von Gesetzmäßigkeit und Freiheit, die so zu Bestand gekommen ist, kann einer nach übernommenen Mustern arbeitenden Technik nicht gelingen. Daher behalten alle Nachahmungen etwas Gezwungenes; und niemand wird wünschen, daß unste eigne Poesie diesen Weg noch einmal gehe. Aber für jeden, der in deutschen Versen sprechen will, bleibt

es ein Stück heilsamer Erziehung, die Wirkungen der griechischen Metrik, und mit welchen Mitteln sie erreicht, besser: aus welchen Wurzeln sie erwachsen sind, zu studieren.

Hommer.

Eine Vereinigung von Gegensätzen, aber nicht harmonischen Ausgleich sondern wirklichen Widerspruch, zeigen die Schilderungen des Epos. Der erste Eindruck allerdings ist der einer unterschiedslosen Verherrlichung aller Dinge und aller Menschen, von denen erzählt wird. Selbst Klytämnestra, die Mörderin ihres Gemahls, heißt die göttliche. König Alkinoos sitzt in seinem Saale, neben der Hausfrau, Wein trinkend wie ein Unsterblicher. Der heilige Tag, die ambrosische Nacht, die göttliche Salzflut, die stattlichen Füße sind bekannte Begriffe. Es ist, als wäre ein goldiger Schimmer über die ganze Welt ausgebreitet und verhüllte alles, was unvollkommen oder gar häßlich ist. Doch die Hülle wird durchsichtig, sobald wir versuchen, das Tun und Treiben der Menschen in Vorstellungen zu fassen, die uns geläufig sind. Auf der nächtlichen Fahrt von Ithaka nach Pylos stellen Telemach und die Gefährten, sobald das Schiff sicher vor dem Winde läuft, Mischkrüge auf, bis an den Rand gefüllt, und bringen den unsterblichen ewigen Göttern die Spende (2, 431); wir würden sagen: sie setzten eine Bowle an. Daß der unglückliche Fremdling Mantel und Leibrock als Geschenk zu erhalten hofft, bleibt uns schattenhaft; setzen wir in Gedanken an seine Stelle den armen Reisenden, der im wohlhabenden Hause um Rock und Hemde bittet, so sehen wir Wirklichkeit. Oft ist feierliche, auf Stelzen gehende Übersetzung daran schuld, wenn uns Homer fremd berührt. Die treulose Magd, die sich mit phönizischen Kaufleuten eingelassen hat, mahnt zur Verschwiegenheit (15, 442): *μη τις ποτι δωμα γέροντι ἐλθὼν ἐξέλπη*. Von einem „Greis“ ist hier keine Rede; „daß keiner hingehet und es dem Alten sagt“, so würde sie heute sprechen.

Wenn wir auf diese Weise den Zügen nachgehen, die uns von eigenem Leben aus mitzuempfinden möglich ist, so finden wir immer mehr, was uns menschlich anmutet, und stellenweise einen überraschenden Realismus. Die Rolle des Bettlers in der zweiten Hälfte der Odyssee ist vorzüglich durchgeführt; als ob er von alters her dieses Geschäft betriebe, so weiß Odysseus die Hand hinzustrecken, damit er eine Gabe empfangt. Und wie unterscheidet er sich doch

von dem wirklichen Bettler Fros, der großsprecherisch und anmaßend ihn von der Schwelle des eigenen Hauses verjagen will und dafür die verdiente Züchtigung empfängt (18)! Als am Tage nach der blutigen Arbeit Odysseus mit Vater und Sohn und die beiden Hirten im Landhause des Laertes zur Mahlzeit versammelt sind, treten Dolios, der alte Sklave, und seine Söhne herein und bleiben verlegen an der Tür stehen, weil sie nicht wissen, was sie zu dem heimgekehrten Herrn sagen sollen. „Setzt euch zu Tische und laßt das Staunen; wir haben Hunger“: mit dieser freundlich derben Wendung hilft ihnen Odysseus über die Befangenheit hinweg (24, 394). — Auch in der Ilias fehlt Ähnliches nicht. Als die Gesandten Agamemnon's bei Achill, nachdem die Bitte um Versöhnung abgewiesen, ihr Auftrag also erledigt ist, immer noch nicht Anstalt machen zu gehen, fordert der Hausherr den alten Phönix, der sie begleitet hat, auf, die Nacht bei ihm zu bleiben, und winkt dem Patroklos mit den Brauen, das Lager für den Gast zu bereiten, „damit sie schleunigst an den Rückweg dächten“, was denn auch verstanden wird (IX 620). Thetis' Besuch bei Hephästos, wie dessen junge Gattin sie begrüßt, dann den fleißigen Meister von der Arbeit ruft, der nun erst die Geräte wegstellen und den Ruß der Werkstatt sich abwaschen muß: das alles ist, wie eine Szene menschlichen Familienverkehrs, mit voller Lebenswahrheit geschildert (XVIII 381 ff.). Aber nicht nur freundliche Bilder werden uns vorgeführt. Als Priamos von der Mauer herab den Sohn, der dem übermächtigen Gegner standhalten will, zurückzurufen versucht und ihm die Folgen vor Augen stellt, die sein Fall haben wird, malt er mit entsetzlichem Realismus das Schicksal der eroberten Stadt aus: ihn selbst, den greisen König, werden die Hunde zerfleischen, die er im Hause gehalten hat, und werden, wenn sie sich an seinem Blute satt getrunken haben, in wildem Rausche vor der Türe liegen (XXII 66). Als Hektor wirklich erlegen ist und im Tode noch von dem Sieger mißhandelt wird, vor den Augen derer, denen er der Teuerste war und die er beschirmt hat, da gewinnt es der Vater über sich, ins feindliche Lager zu gehen, um den Leichnam auszulösen; er fällt vor Achill nieder mit flehender Bitte, umfaßt seine Knie und küßt die Hände, die furchtbaren, männermordenden, die ihm den besten Sohn erschlagen haben (XXIV 478. 506). Stärkeres könnte auch heute die Phantasie eines Dichters nicht erfinden.

Nimmt man zu solcher Darstellung des Menschenlebens die frische Anschaulichkeit hinzu, mit der Homer die Natur zu schildern weiß, das Meer mit seinem wechselnden Aussehen, das Spiel der Wolken, den schäumenden Gießbach, Überschwemmung und Gewitter, weiter die Tierwelt in den verschiedensten Vertretern, vom stolzen Raubtier bis herab zum Esel, zum Hunde, zum Fliegenschwarm, die alle mit ihrer Lebensweise, mit ihren Eigenheiten beobachtet sind und mit heller Freude an immer wieder neuen Zügen, sei es unmittelbar oder in Gleichnissen, beschrieben werden, so muß man sagen: Homer, der Dichter des konventionellen Stiles, ist doch zugleich Charakteristiker im höchsten Grade.

Woher dieses doppelte Gesicht? — Der Grund ist derselbe wie in der bildenden Kunst: eine Beobachtung, eine Ausdrucksweise, die glücklich gelungen sind, werden festgehalten und weitergegeben; was persönliche Kunst gewesen war, wird schulmäßige Technik. Aber die Kraft, zu sehen und auszusprechen, ruht nicht; sie dringt erobernd weiter und schafft neue Wirkungen.

Alles „Herkömmliche“ muß doch irgendwoher gekommen sein. Nur durch langen Gebrauch kann es sich befestigt haben. Schmückende Beiwörter, die starr erscheinen, waren einst lebendig empfunden. Wenn Hektor die Mägde im Hause fragt, wohin die „weißarmige Andromache“ gegangen sei, so empfinden wir das Frostige einer Formel; und ähnlich fast überall, wo dieses Beiwort in Erzählung oder Anrede gebraucht wird. Aber, der es geschaffen hat, wollte aussprechen was er sah: das weibliche Gewand, der Peplos, ließ die Arme bloß. Wo Nausiklaa, zum Tanze antretend, beschrieben wird, ist das Erstarrte wieder lebendig geworden (6, 101). Die stereotypen Wendungen, in denen über den Anbruch des Tages wie der Nacht, über Schlafengehen und Aufstehen, Mahlzeit und Kampf, Anrede und Antwort und so vieles andere berichtet wird, sind nicht immer stereotyp gewesen. Wir sagen „Hunger und Durst stillen“, als wäre da ein schreiendes Kind oder ein Tier, das zur Ruhe gebracht wird. Homer denkt sich einen bösen Feind, der im Innern sitzt und ausgetrieben werden soll. Der Vers, der einmal doch zuerst geformt sein muß, „als die Begierde darauf nach Trank und Speise verscheucht war“ (*αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδητύος ἐξ ἔρον ἔντρο*), war so oft schon angewendet, daß er sich endlich auch da einstellen konnte, wo wir uns wirklichen Hunger oder Durst nicht vorstellen können.

(IX 222 nach 92). Der fertige Gedanke gibt der Rede bequeme Rundung, auch da wo er eigentlich nicht recht hinpaßt. Dergleichen Übertragungen sind uns heute nur allzu vertraut; alles was im Epos den Stempel des Konventionellen trägt, ist von verwandter Art.

Um das aber entstehen zu lassen, hätte die Lebensdauer eines Menschen niemals ausgereicht; Generationen waren dazu nötig. So führt eine nachdenkende Betrachtung des epischen Stiles von selbst zu der Anschauung, daß wir in Ilias und Odyssee das Ergebnis einer durch lange Zeit sich erstreckenden Entwicklung besitzen. Davon sprechen auch andere Zeugnisse; eins der wichtigsten liegt in dem, was Homer von den Göttern weiß. Vom Ida aus sieht Zeus dem Kampfe der Troer und Achäer zu; dort sucht Here ihn auf (XIV 292); dorthin wendet sich auch Agamemnon im Gebet, als er den Vertrag mit Priamos beschwören will (III 276). Die eigentliche Heimat der Götter ist doch der Olymp, auf dessen Höhen Hephästos jedem seine Wohnung gebaut hat (I 607); nach ihm heißen sie selbst kurzweg wohl „die Olympischen“, öfter Zeus „der Olympier“. Diese ganze Vorstellung kann nur da aufgekomen sein, wo Griechen den Olymp täglich vor Augen hatten, also in Thessalien; und in Thessalien lag die Heimat Achills, dessen Ruhm das Thema der Ilias bildet. Ja, auch außerhalb der Dichtung, in historischer Wirklichkeit, besteht hier ein Zusammenhang: von Nord-Griechenland waren die Züge kühner Männer ausgegangen, die sich auf Lesbos und an der gegenüberliegenden Küste Kleinasiens festsetzten und diesen Gegenden zuerst hellenische Kultur brachten. Wie mit einem Schlage sehen wir: ein Teil dieser Kultur war der Helden- gesang. In Thessalien war er entstanden und ausgebildet und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt worden, ehe Auswanderer von dort nach Kleinasien segelten und ihre Lieder mitnahmen.

Dem achäischen Stamme gehörten die Eroberer an und sprachen eine Mundart, die von den Griechen die äolische genannt wurde — Alkaios und Sappho, die Lesbier, haben in ihr gedichtet —; äolisch aber ist der älteste grundlegende Bestand in der gemischten Sprache, in der wir Homer lesen. Nur ein Vergleich kann das hier anschaulich machen: es ist, als wenn derselbe deutsche Dichter Ginder und Kinnings, troche und drög, sy und wesen, sie wüsse und se weten durcheinander gebrauchen wollte. Im Laufe der Zeit hatten sich die Machtverhältnisse an der Ostküste des Ägäischen Meeres geändert.

Jonische Kolonisten hatten auf Kosten der Aoler sich ausgebreitet und sich auch das zunutze gemacht, was jene an Schmutz des Lebens schon besaßen. Auf diese Weise war die Pflege der epischen Dichtung auf einen neuen Stamm, den ionischen, übergegangen. Doch mit höchst konservativem Sinn wurden Inhalt wie Form festgehalten. Immer wieder erzählte man von den Taten der Achäer, immer noch geschah dies in derselben Sprache, in der es zuerst im Mutterlande versucht und gelungen war. In langem Gebrauche poetisch durchgebildet, reich an glücklichen Bildern und ausdrucksvollen Wendungen, war sie damals wohl wirklich allein geeignet die Heldensage weiterzugeben. Da es aber für die, welche sich jetzt daran erfreuten, nicht die eigene Mundart war, so wurde die Sangeskunst, die bei den achäischen Rittergeschlechtern Gemeingut gewesen (vgl. IX 189), jetzt Aufgabe eines besonderen Standes, der sie schulmäßig übte (8, 63 f. 479 ff.; 17, 385. 518 ff.; 22, 347). Sehr allmählich ließen diese ionischen Sänger aus ihren eignen Anschauungen, ihrem Kulturkreis, ihrer Redeweise etwas in die Erzählungen einfließen, die sie mündlich fortpflanzten und erweiterten. So wandelte sich unmerklich der Bestand überlieferter Dichtung; eine ionische Schicht, der Sprache wie der Denkart, legte sich langsam über den äolischen Kern. Zu der Zeit allerdings, als Ilias und Odyssee zuletzt schriftlich fixiert wurden, war dies schon reichlich geschehen, so daß nun der erste Eindruck der ist, als hätten wir in ihnen Werke der ionischen Literatur. Nur das Auge des Kundigen vermag, wie in den Ausgrabungen einer uralten Stadt, oder bei Betrachtung eines mittelalterlichen Domes, an dem Jahrhunderte gearbeitet haben, die Spuren und Denkmäler verschiedener Perioden zu sondern.

Den Hauptunterschied innerhalb des Epos kann jeder, der einmal darauf geachtet hat, empfinden und ihm dann selber nachspüren: des konventionell Gebundenen und des frei und neu Geschaffenen. Dem oberflächlichen Blicke stellt sich zunächst jenes Element dar; so ist es nicht zu verwundern, daß man lange Zeit in ihm das Wesentliche gesehen hat, genau wie bei den Werken der griechischen Bildhauer. Aber das Wesen der Kunst liegt nicht in starrem Festhalten, sondern in frischem Erobern. Uns Epigonen mag das eine Ermütigung sein. Homer, wer immer es war der nun mit dem Namen genannt wird, hat die Kraft besessen, sich durch die Last einer großen Tradition, die es auch für ihn schon gab, nicht erdrücken zu

lassen; vielmehr hat er das Werkzeug einer gebildeten Sprache, die für ihn zu denken und zu dichten bereit war, dazu benutzt, neue Aufgaben zu stellen und zu lösen. Wo wir merken, daß solches gelingt, daß es unternommen wird, da ist der lebendige Homer.

Vor allem in der Komposition zeigt sich ein Fortschreiten von ererbter Technik zu neuer persönlicher Kunst. Die Kämpfe, von denen die Ilias soviel erzählt, sind größtenteils Einzelkämpfe, die gleichförmig, beinahe schematisch verlaufen. Wie sie sich zeitlich und räumlich in den Zusammenhang einer Schlacht einfügen, vermochte der Dichter nicht anschaulich zu machen; die jedesmal Beteiligten stehen ohne Hintergrund da, wie die Figuren in alten Vasenbildern. Noch schwerer war es, Massen in Bewegung zu zeigen; meistens wird es gar nicht versucht. Schilderungen wie die des zweiten Kampftages der Ilias (VIII), zum Teil auch des dritten (XIII), ebenso des Freiermordes in der Odyssee, verraten ein Unvermögen ihres Verfassers. Dagegen ist die Erstürmung der Mauer (XII) und vollends der letzte Widerstand der an die Schiffe zurückgedrängten Achäer (XV) mit deutlichem Bewußtsein der Situation dargestellt, so daß es eine Lust ist, das was dem Dichter vor der Seele stand zu erkennen und in der Phantasie herzustellen. In beiden Fällen bot das greifbare Objekt des Streites — hier die Mauer, dort die Reihe der Schiffe — der Einbildungskraft einen Anhalt. — Handlungen verständlich zu machen, die zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten sich abspielen, ist überall nicht leicht; und Homer bietet Proben genug, die das bestätigen. Mit vollendeter Kunst aber wird bei dem Zweikampfe zwischen Paris und Menelaos, schon bei den Vorbereitungen und dann bei Verlauf und Folgen, die Aufmerksamkeit des Hörers zwischen getrennten Schauplätzen, im Feld und in der Stadt, hin und her geführt. Ähnlich durchdacht ist die Anlage des X. Gesanges, wo es darauf ankam, zwei Unternehmungen, den Rundschaftergang von achaischer und den von troischer Seite, einzeln entstehen und dann zusammenstoßen zu lassen. In anderem Sinn eine Einheit bildet der Inhalt von VI: Hektor bei seiner Mutter, bei Paris und Helena, Hektor und Andromache, Diomedes und Glaucos die sich als Gastfreunde erkennen und ihre Rüstungen tauschen, lauter friedliche Szenen, auf einen milden, fast heiteren Ton gestimmt, zu wohlthuender Unterbrechung der grausigen Ereignisse, die nur zu Anfang mit ein paar Strichen als Hintergrund angedeutet sind.

Die planmäßige Anlage eines eng begrenzten Stückes Handlung mußte schon oft erfonnen und durchgeführt sein, ehe ein stärkerer Geist auf den Gedanken kommen konnte, die Fülle mannigfaltigen Stoffes um ein Thema zu gruppieren. Achills Groll ist uns jetzt ein so vertrautes Motiv, daß wir in Gefahr sind, die Bedeutung des Schrittes, der mit solcher Erfindung getan wurde, zu unterschätzen. Dadurch, daß der Hauptheld vom Kampfe fernbleibt, wurde Raum geschaffen, um die, welche ihm sonst nachstehen, in die vorderste Reihe und zu ruhmvoller Betätigung zu bringen. Der weitere Zusammenhang dann, wie Achills Wunsch, daß es den Achäern schlecht gehe, von Zeus erfüllt und dadurch die Kampfeslage herbeigeführt wird, die zum Eingreifen und zum Fall des Freundes Anlaß gibt, das alles ist, bei mancher Unbeholfenheit in der äußeren Verknüpfung, doch mit vollem Verständnis für die innere, tragische Motivierung dargestellt. Kunstreicher noch ist der Aufbau des jüngeren Epos. Personen der Haupthandlung etwas erzählen zu lassen, wodurch der Gesichtskreis der Dichtung erweitert wird, ist ein Verfahren, von dem schon die Ilias Beispiele genug bietet; in der Odyssee ist es für vier ganze Gesänge angewandt. Mit Odysseus' Bericht bei Alkinoos war zur Entstehung des Ich-Romanes der erste Ansaß gegeben. Die Erlebnisse des Helden unter den Phäaken sollten aber, wie nach rückwärts mit den Irrfahrten, so nach vorwärts mit der Heimkehr des Gealterten verbunden werden. Um die Zeit auszufüllen, erfand der Dichter den Aufenthalt bei Kalypso — das ist schon erwähnt (S. 33f.) —; um das Bild des in jugendlicher Kraft strahlenden Mannes, dem die Königstochter ihre Neigung schenkt, mit der traurigen Gestalt des Greises, den im eignen Hause niemand erkennt, zu einer Person zu verschmelzen, mußte die Göttin bemüht werden, die ihren Schützling verwandelt, so daß er wie aus einem Versteck die Seinen erst erforschen kann. Das ist allerdings nur ein Nothbehelf; um so bewundernswerter das Geschick des Erzählers, den Anstoß zu mildern: ganz allmählich läßt er den König im Bettler, die zum Kampfe starken Glieder an dem abgezehrten Körper hervortreten. Mehr und mehr schiebt sich so an die Stelle des Verwandten der natürlich Gealterte. Zuletzt, als Staub und Blut des Freiermordes abgespült sind und der Held erfrischt aus dem Bade hervorgeht, denken die Zuhörer nicht mehr daran, daß ein Zauber ausgeübt worden war, der zurückgenommen werden mußte.

Wiedererkennung ist der eigentliche Inhalt der Odyssee, so hat Aristoteles es ausgesprochen: ἀναγνώρισις διόλου. Damit war ein Motiv im Epos verwertet, das später im Drama die größte Bedeutung erlangt hat. Und manche der Szenen, in denen Odysseus sei es sich zu erkennen gibt, oder nahe daran ist erkannt zu werden und nur im letzten Augenblicke mit kluger Wendung vorbeugt, gewinnen, wenn man sie nicht nur liest, sondern lebhaft vorgetragen sich denkt, ohne weiteres einen dramatischen Charakter. Voran die großartige, in wirkungsvoller Steigerung sich aufbauende am Hofe des Phäakenkönigs, deren schon im Vergleiche mit Vergil gedacht wurde. Auf Ithaka nachher erleben wir immer wieder dasselbe, und doch ist es nie ganz dasselbe. Wie Odysseus mit seinen erfundenen Erzählungen sich jedesmal der Situation und dem Charakter dessen, zu dem er spricht, anzupassen weiß, so sind auch die Erkennungsszenen individuell ausgebildet. Der überraschte Sohn, die alte Amme — der die Ähnlichkeit des Fremden mit ihrem Herrn nicht entgangen ist —, die treuen Diener, die verblendeten Feinde, die zweifelnde Gattin, der ohnmächtige Vater: jeder wird auf eine andere Art zur Entdeckung geführt. Das konnte nur einem Dichter gelingen, der aus eigner Lebenserfahrung Menschenkenntnis geschöpft hatte.

Und das ist nun überhaupt ein wichtiger Zug in dem Vordringen der epischen Kunst: die vertiefte psychologische Auffassung. Hier am öftesten haben wir das Gefühl, von der Persönlichkeit eines großen Dichters berührt zu werden. Nur ein solcher konnte das Gespräch zwischen Odysseus und Penelope, am Abend vor dem Kampfe, schaffen (19), wo der endlich Heimgekehrte der treuen Frau gegenüber sitzt, keinen quälenderen Wunsch hegt als den, daß sie ihn trotz der Veränderung, die Alter und Leiden hervorgebracht haben, erkennen möge, und doch, daß dies geschehe, vorsichtig verhüten muß. Auch wie die Eindrücke des Gespräches in Träumen weiterarbeiten, wie beide Gatten, nachdem die störende Wirklichkeit zugebedt ist, unbetwußt klarer sehen, das ist mit einer Seelenkunde beschrieben (20), die auch in den Jahrtausenden nach Homer nicht viele besessen haben. Mit zartem Verständnis für die Regungen des weiblichen Herzens sind Kalyпсо und Nausikaa gezeichnet, mit innerster Anteilnahme die beiden Hausfrauen, denen der Verlust ihres Glückes droht oder schon beschieden zu sein scheint, Andromache und Penelope. Und wie wird uns Helena lebendig! Die einzige Frau, die in

beiden Epen ihren Platz hat. In der Ilias schildert niemand stärker auf das, was sie getan hat, als sie selbst; und doch fügt sie hinzu: „Zeus hat uns dieses schlimme Schicksal auferlegt, damit noch in Zukunft die Menschen an uns etwas hätten, um darüber zu singen“ (VI 357f.). Das ist im Epos ein ganz vereinzelter Zug reflektierten Denkens, nicht aus Zufall zur Charakteristik eben dieser Frau verwendet. In der Odyssee ist sie wieder daheim und waltet als freundliche Wirtin; dem Telemach schenkt sie beim Abschied eine feine Arbeit ihrer Hände, ein Frauengewand, das am Tage seiner Vermählung von der Braut getragen werden soll (15, 125).

Von dem Verhältnis zwischen Mutter und Sohn geben Thetis und Achill ein rührendes Beispiel. Mit Stolz und mit Sorge blickt sie auf ihn. In wildem Schmerz um den gefallenen Freund liegt er am Boden; da setzt sie sich zu ihm, nimmt sein Haupt zwischen ihre Hände und sucht ihn zu trösten. Sie weiß, daß auch sein Ende nahe ist, sobald er Hektor getötet hat; und doch übernimmt sie es, ihm die Rüstung zu verschaffen, deren er zur Rache bedarf. In dem entscheidenden Kampfe nachher zwischen den beiden Gegnern wäre es eine müßige Frage, auf wessen Seite der Dichter stehe; in jeden hat er sich hineingebacht, um ihn wie einen wirklichen Menschen sprechen zu lassen. Menschlich ist bei Hektor das Schwanken zwischen Furcht und Entschlossenheit, vor allem das Hin und Her von Möglichkeiten, die im letzten Augenblicke noch erwogen werden, während der Todfeind herankommt (XXII 99). Homer hat diese Gedanken in ein Selbstgespräch fassen müssen, und hat ihnen dadurch etwas mehr Greifbarkeit gegeben, als sie an sich, rasch auftauchend und im Bewußtsein sich drängend, haben sollten und in einer Schilderung etwa von Tolstoi bekommen würden. Aber daß der Dichter ein Inneres empfindet und darzustellen unternimmt, für das seine Ausdrucksmittel noch nicht ganz hinreichen, das zeigt ihn am sichtbarsten als Dichter.

Daß der Mensch sich selber sein Schicksal bereitet, macht den Grundzug des Tragischen aus; und so ist es bei Achill, darauf wurde schon hingedeutet. Nur suche man hier nichts von Schuld und Strafe; Homer verstand es anders und besser. Durch und durch berechtigt ist der Zorn, der sich in dem Helden aufbäumt. Die Wegnahme der Briseis gibt ja nur den zufälligen Anlaß; der Grund liegt tiefer, in dem bitter empfundenen Widerspruch, daß er, der mehr als alle

vermag und für die gemeinsame Sache mehr als jeder andre leistet, sich der äußeren Obmacht eines an eigener Kraft Geringeren fügen soll. So wie Nestor es ihm vorhält: „Ja, du bist stark, weil eine Göttin dich geboren hat; aber er ist vornehmer, weil er der größeren Zahl gebietet“ (I 280f.). In Geschichte und Sage, wieviel Leid hat schon dieses Mißverhältnis den Menschen gebracht! Auf Agamemnon's Bitte um Versöhnung antwortet Achill mit schroffer Absage. Von Geschenken will er nichts wissen; die Gesandten sprechen vergebens. Zuletzt die kurzen und herzlichen Mahnworte des wackeren Nias machen doch einigen Eindruck; aber er will sich nicht erweichen lassen (IX 645 ff.):

„Ganz zutreffend erscheint mir ja das, was du gesagt hast;
Aber von Unmut schwillt mir das Herz, so oft ich gedenke,
Wie sinnlos gegen mich damals der Atrobe gehandelt.
War ich ein Hergelaufner, geduldet nur bei den Achäern?“

Dem Sänger der Ilias ist es gelungen sich in die Lage seines Helden zu versetzen und aus dessen Seele zu sprechen; auch in der Thersites-Szene hat er die Stimmung der Herren gegen den frechen Widersacher aus dem Volke wirksam zum Ausdruck gebracht: und doch war er selber nicht gewohnt auf den Höhen des Lebens zu wandeln. Von den Sklavinnen, die an Patroklos' Bahre die Totenklage verrichten, sagt er: dies sei nur der Anlaß gewesen; im Grunde habe jede um ihr eignes Leid geweint (XIX 302). So konnte wohl nur jemand sprechen, der wußte, wie ein Mensch in gedrückter, abhängiger Stellung empfindet. Von verwandter Herkunft zeugen, in der Klage um Hektor, die rührenden Verse, in denen Andromache das künftige Loß ihres vaterlosen Kleinen ausmalt, wie er bei gemeinsamer Mahlzeit der Männer sich schüchtern heranmacht, den einen am Mantel, den andern am Rocke zupft und, aus Mitleid, einen Schluck Wein zu trinken bekommt, bis ein Prozigiger ihn mit harten Worten anfährt: „Weg da! dein Vater sitzt ja nicht mit beim Schmause“ (XXII 498). Für den Enkel des Priamos war das, solange Troja noch stand, freilich nicht zu fürchten; unwillkürlich aber schlug der Dichter Töne an, die ihm vertraut waren, und mit denen er hoffen konnte die Herzen der Hörer zu bewegen.

Denn auch der Kreis, vor dem gesungen wurde, war nicht mehr, wie einst in Theffalien, die adlige Gesellschaft, sondern ein Völkchen von Arbeitenden, mühsam Erwerbenden. Der Anblick bewaffneter

Hausen war ihnen fremd, aber wie es aussieht, wenn dunkle Fliegenschwärme sich über den Milcheimern ausbreiten, das wußten sie; Anführer zu sehen, die zum Kampfe die Scharen ordnen, war nichts Gewohntes, doch oft waren sie dabei gewesen, wo Ziegenhirten ihre auf der Weide vermengten Herden wieder sonderten; die hochragende Gestalt des Oberfeldherrn konnten sie sich am ehesten vorstellen, wenn sie des Stieres inmitten der Röhre gedachten: und eben dieser Gleichnisse bedient sich der Dichter (II 469—483). Ein andermal vergleicht er den Aeneas und sein Gefolge mit dem Widder, der die Herde führt, und setzt hinzu: eine Freude für den Hirten (XIII 493). Auch auf die Sorgen eines solchen Berufes weiß er Bezug zu nehmen, um seinen Zuhörern die fernliegenden, großen Vorgänge, von denen erzählt wird, näherzubringen: der Wolke, die den Hirten erschreckt, sieht das vorrückende Fußvolk ähnlich (IV 275), oder auch der Staub, den es aufwirbelt (III 11); als die Heere zusammengestoßen sind, da erbraust der Kampf, wie wenn in enger Gebirgsschlucht zwei Gießbäche sich mischen, daß weit noch draußen der Hirt es vernimmt (IV 452). An außergewöhnlichen, die Phantasie erregenden Ereignissen fehlt es auch im Leben des Landmannes nicht: wenn Wölfe in die Herde fallen, wenn ein Löwe, vom Hunger getrieben, selbst in ein festes Gehöft eindringt, wenn der Wald in Brand geraten ist — alles muß dazu helfen, Situationen des Krieges und der Feldschlacht einem Publikum, das davon wenig wußte, anschaulich zu machen (XVI 352; XII 299; II 455). Wo der Dichter sagen will: „die Kämpfenden hielten einander das Gleichgewicht“, da erinnert er an die Wage in der Hand des Zimmermanns oder an die redliche Arbeiterin, die Wolle gesponnen hat und das Garn zum Verlaufe abwägt, die Schalen hochhaltend und sorgsam ausgleichend, um für ihre Kinder den kärglichen Lohn davonzutragen (XV 410; XII 433).

In Beispielen von der Art dieser letzten meldet sich etwas Neues: der abstrakte Begriff. Das, was wir kurz „Naturgesetz“ nennen, schwebt vor, wenn dem Leben und Sterben der Menschen das Wachsen und Welken der Blätter an die Seite gestellt wird (VI 146). Auch einen Stimmungswert haben die Gleichnisse: Gefühle, die durch den Gang der Handlung, durch die Schicksale und Zustände der Menschen geweckt werden, kommen leicht in der Wahl dessen, was zum Vergleich herangezogen wird, wie in der Durchführung

des Bildes zum Ausdruck, nur mit leiser Andeutung und dem Dichter selbst wohl kaum bewußt. Denn die Absicht, die ihn leitete, war doch in der Regel keine andere, als für den fremden, aus der Ritterzeit überlieferten Stoff bei Bürgern und Bauern, denen er vortrug, Verständnis und williges Mitgehen der Einbildungskraft zu gewinnen.

Aus diesem Grunde erklärt es sich auch, daß die Odyssee an eigentlichen Gleichnissen so viel ärmer ist als die Ilias. In der Sphäre, zu der jene einen Übergang herstellen sollten, bewegt sich ja das jüngere Epos durchaus. Grundlage der äußeren Handlung bildet eine Verwicklung des Familienlebens: was soll werden, wenn der Mann verschollen ist? wer verfügt über die Hand der Witwe? wie kann das Vermögen gesichert werden? Sorge um den Besitz und Freude am Erwerb nehmen in den Gedanken der Menschen einen breiten Raum ein. Und das ist natürlich; denn da sind die Hausfrau und der erberechtigte Sohn, die treuen Hirten, die dem abwesenden Herrn seinen Viehstand zu erhalten trachten. Während der Dichter von dem Treiben der jungen Adligen auf Ithaka ein abschreckendes Bild gibt, hat er die dienenden Leute mit Liebe umfaßt und schildert sie in ihrem Eifer wie in ihrer Schwäche, die Unfreien, die auf die Güte der Herrschaft angewiesen sind, dankbar für reichliche Gabe und freundlichen Zuspruch (15, 376). Der meisterhaften Zeichnung des Bettlers wurde schon gedacht. Daß etwas Besseres in ihm steckt, läßt der Dichter allerdings nicht vergessen; andrerseits den Odysseus, wo er noch unverkleidet auftritt, als wirklichen Fürsten zu schildern ist ihm doch nicht gelungen. Als der Heimgekehrte am Strande erwacht, ist sein erster Gedanke, ob von den Geschenken, die er mitgebracht hat, nichts fehle; dagegen halte man die Gleichgültigkeit, mit der vor Ilios Achill alles zurückweist, was Agamemnon ihm anbietet (13, 207, 215; IX 378). Auch der Großvater Laertes, der von Alter und Gram gebeugt, ist kein König — und war kein König. Odysseus beglaubigt sich ihm gegenüber dadurch, daß er die Obstbäume bezeichnet, die er einst als Knabe vom Vater geschenkt bekommen hat, da er diesen durch den selbstgepflegten Garten begleitete: so recht ein Zug aus dem Leben, aber aus dem bürgerlichen Leben (24, 336). Wie der troische Krieg mit seinen Erinnerungen für die Odyssee im Hintergrunde bleibt, so die Welt, aus der die Helden stammen die ihn geführt haben. Von der Pracht im Hause des Menelaos, den er besucht, ist Telemach überwältigt, und jener fühlt sich als

mächtigen und reichen Gönner seines trefflichen Waffengefährten Odysseus (4, 174). Daß ein Ehrentitel, den in der Ilias Fürsten wie die beiden Akreusöhne führen — „Beherrscher der Männer“ —, in der Odyssee dem Sauhirten gegeben wird, ist nur ein kleiner, wohl auch von griechischen Hörern heiter empfundener Zug in dem großen und neuen Bilde, das entstehen mußte, als die Sprache der heroischen Poesie auf mittlere und untere Schichten der Gesellschaft übertragen wurde.

Damit wurde etwas Ähnliches gewagt und geleistet wie im 18. Jahrhundert durch die Schöpfung des „bürgerlichen Trauerspiels“. Der hohe Stil war konventionell geworden, Echtheit und Wahrheit drohten verloren zu gehen: der entscheidende Schritt wird getan, um sie wieder zu gewinnen. Ein großes Gebiet frischen, wirklichen Lebens wird durch das von den Höhen jetzt herabsteigende Epos für die Dichtkunst erobert. So nimmt die Odyssee in zusammenhängender Entwicklung einen mittleren Platz ein, zugleich rückwärts blickend und vorwärts: das Ende des Heldengefanges ist der Anfang einer neuen, tiefer ins Innere der menschlichen Natur eindringenden Dichtweise.

Die Tragödie.

In mannigfaltigen Formen hat sich der neue Geist betätigt. Elegie und Lyrik, mächtig und reich entwickelt und nicht nur für die eigne Zeit von der größten Bedeutung, sondern auch durch ihr Wiederaufleben bei den Römern, stehen doch an unmittelbarer Wirkung auf unsre Gegenwart hinter Epos und Tragödie zurück. Ein Zusammenhang zwischen diesen beiden ist schon berührt worden. Man meint, es müsse nahegelegen haben, von der Art von Wiedergabe eines Gespräches, wie sie im lebhaften Vortrag eines mit Mund und Hand und Auge beweglichen Rezitators gelang, zu einer Verteilung der Rollen an verschiedene Sprecher überzugehen. Tatsächlich ist das Drama von anderer Seite her entstanden.

Theater und Kirche, für uns streng geschieden in oft feindlichem Gegensatz, waren in den glücklicheren Zeiten, die eine fest geschlossene Weltanschauung besaßen, vielmehr Verbündete. Wie die Passionsspiele des Mittelalters allmählich aus der Liturgie herausgewachsen sind, so waren auch die Spiele, die man dem Dionysos zu Ehren veranstaltete, ursprünglich ein Gottesdienst. Freilich, der Natur dieses Gottes entsprechend, war das ein fröhlicher Dienst. In den

Dithyramben — so hießen die Chöre — war das herrschende Element das Satyrhaft-Trunkene. Mimen, als Böcke verkleidet (*σάρυροι*, auch *τράγοι* genannt), führten Tänze auf; und indem ihnen einer in der Gestalt des Dionysos selbst gegenübertrat, konnte es gelingen, Ereignisse aus dem Erdenleben des Gottes, vor allem sein erstes Erscheinen unter den Menschen, zugleich im Liede zu feiern und mimisch darzustellen. Nach solchem Vorgang wurden dann auch andere Mythen zum Gegenstande genommen, Taten und Leiden von Göttern und Heroen. Wie es eigentlich gekommen ist, daß Spiele mit ernstem Inhalt im Kultus des Dionysos ihren Platz gewannen, werden wir wohl nie ganz durchschauen; jedenfalls drängten sie allmählich, unter dem Beifall der Menge die sich gern wollte erschüttern lassen, das Satyrhafte zurück. Aber es hat lange gedauert, bis die Tragödie sich in ihrem würdigen Charakter befestigte: *ὄψὲ ἀπεσεμνύθη*, sagt Aristoteles (Poetik 4). Die letzten Satyrn wurden zuletzt auf ein Nachspiel beschränkt, das nun, vom Ende her gesehen, wie eine wunderliche Zugabe erscheint, während es ein absterbender Zweig der alten Wurzel ist, aus der durch Selbstveredlung die Tragödie hervorgegangen war.

Wieviel Anteil an dieser Entwicklung im einzelnen Thespis und seine nächsten Nachfolger gehabt haben, läßt sich nicht mehr erkennen. Uns muß als eigentlicher Schöpfer der Tragödie Aeschylos gelten; denn er hat dem einen „Antworter“ (*ὀποκλιτής*), dessen Rezitation Thespis mit dem Gesange des Chors wechseln ließ, einen zweiten hinzugefügt und so erst persönliches Zwiegespräch und Handlung hereingebracht. Aeschylos stammte aus Eleusis, wo der Kultus der beiden Göttinnen, Demeter und Kore, zu Hause war. Deren Leid und Freude, wie die Tochter geraubt wird, die Mutter umherirrt sie zu suchen, bei freundlichen Menschen Aufnahme findet, bis zuletzt die Verlorene ihr wiedergegeben wird: dies alles, was der homerische Hymnus auf Demeter als Erzählung enthält, war in Eleusis Gegenstand eines alten gottesdienstlichen Spieles, in dem es von verkleideten Priestern als Handlung dargestellt wurde. Aeschylos ist beschuldigt worden, daß er die Mysterien durch öffentliche Nachahmung entweiht habe; doch hat man schon im Altertum unter seinen Dramen keins gefunden, auf das die Anklage einigermaßen bezogen werden könnte. Albrecht Dieterich, der in einem gedankenreichen Vortrag über die Entstehung der Tragödie — dem Schwanen-

gesänge des Frühverstorbenen — diesen ganzen Zusammenhang klargestellt hat, zieht aus dem anscheinenden Widerspruch den einleuchtenden Schluß, daß es sich nicht um Entlehnung eines Inhaltes gehandelt habe, sondern um die Übernahme von Grundzügen in Form und Aufbau der dramatischen Spiele. Die eleusinische Liturgie hatte, ebenso wie die christliche aus der die mittelalterlichen Mysterienspiele hervorgegangen sind, ein poetisch triebkräftiges Element in dem schnellen Übergange von Freude zu Schmerz und wieder zur Freude, von Verloren zu Gefunden, vom Tode zu neuem Leben. Und der Schicksalswechsel, die Peripetie, ist — seit Aeschylus — das Grundmotiv einer jeden Tragödie.

In kurzer Zeit hat sich dann die glänzendste Blüte entfaltet. Im Jahre 484 errang Aeschylus seinen ersten Sieg, 406 sind Euripides und kurz nach ihm Sophokles gestorben. Von den äußeren Veränderungen, die in der Zwischenzeit eingetreten waren, bestand die wichtigste darin, daß die Zahl der Schauspieler durch Sophokles auf drei gebracht wurde, wovon in seinen späteren Werken auch Aeschylus noch Gebrauch gemacht hat. Damit war die Mannigfaltigkeit der Situation und also der Handlung wesentlich erhöht. Wenn es trotzdem Regel blieb, die Katastrophe hinter der Bühne zu halten und in längerem Botenbericht erzählen zu lassen, so mochte dabei der Umstand mitwirken, der schon in anderem Zusammenhang hervorgehoben worden ist (S. 40), daß die Maske der Schauspieler ein bewegtes Mienenspiel ausschloß. Doch läßt sich auch in dieser Beziehung, in unmittelbarer Vorführung der Leidenschaft, ein Fortschreiten beobachten. Je reicher sich aber die Handlung entwickelte, desto mehr mußte der Chor zurücktreten. Schon bei Sophokles hängt der Inhalt seiner Lieder manchmal nur lose mit dem, was vorgeht, zusammen, bei Euripides oft überhaupt nicht. Der einst kraftvolle Eichbaum, an dem sich der Esen so üppig emporgerankt hatte, war bestimmt, selber zu ersticken. „Wer weiß denn, ob das Leben nicht ein Sterben ist?“ fragt Euripides einmal. Der Gedanke behält auch hier sein Recht. Wenn doch alles Leben ein Wachstum zur Selbständigkeit ist, so bestand das Leben der dramatischen Kunst darin, daß sie sich, wie einst vom Satyrhaften, so vom Chor, der sie getragen hatte, allmählich loswand und ihn innerlich ausschied.

Ein Fortschritt zur Freiheit zeigt sich auch, zwar nicht in der Wahl, doch in der Behandlung des Stoffes. Aeschylus soll gefagt haben, alle

Seine Tragödien seien nur abgeschchnittene Stücke von der reichen Tafel Homers. Seltene Ausnahme ist ein Werk wie seine Perser, in welchem der Sieg der Griechen über die Barbaren mittelbar, durch den Eindruck den die Nachrichten davon am Königshofe in Susa machen, dargestellt wird. Auch später bildete die Heldensage den festen Inhalt alles tragischen Spieles, wie in der Zeit der Renaissance die heilige Geschichte den der Malerei: immer wieder dieselben Szenen, doch immer wieder in etwas anderer Auffassung und Darstellung. Von dem Verhältnis, in dem bei den Griechen der Dichter zu seinem Stoffe stand, kann man sich am besten eine Vorstellung machen, wenn man moderne Dramatisierungen der Nibelungensage mit ihren Quellen, der Edda und unserem Epos, vergleicht. Namentlich Hebbel hat durch die Tat bewiesen, wieviel der Poet, auch bei gegebenen Ereignissen und Personen, noch aus eigenem Geiste dazutun kann durch Charakteristik, innere Verknüpfung und Motivierung. Ja, in der Gebundenheit lag wohl geradezu ein Gewinn. Da die Erfindungskraft für das Tatsächliche wenig in Anspruch genommen wurde, so konnte sie um so mehr den fein verzweigten Wurzeln der Handlung sich zuwenden. Jeder, der einen schon einmal oder mehrmals behandelten Gegenstand nun auch seinerseits dramatisch zu gestalten unternahm, mußte darauf sinnen, der bekannten Fabel eine neue Seite abzugewinnen. Daß Euripides, hier wie anderwärts, am freiesten mit der Überlieferung schaltet, würde sich, auch abgesehen davon daß er ein Schüler der Sophisten war, schon aus der Zeitfolge erklären: er kam als letzter. Mehrfach hat er doch auch die äußere Handlung stark verändert, wie er z. B. in der „Helena“ von einer Erfindung des Stesichoros Gebrauch macht und annimmt, daß Paris nur ein Schattenbild nach Troja gebracht habe, während die wirkliche Helena nach Ägypten entführt worden sei, wo sie von einem Sohne des Proteus bedrängt wurde, bis Menelaos kam sie zu befreien.

Was von der stofflichen Verwandtschaft der Tragödie mit Homer gesagt wurde, muß dahin eingeschränkt werden, daß in den uns erhaltenen Dramen gerade Ilias und Odyssee mit ihrem eignen Inhalte kaum verwertet sind, sondern fast immer solche Teile der Sage, die, bei Homer höchstens angedeutet, ihre ausführliche Behandlung in den „kyklischen Epen“ gefunden hatten. Vor allem sind es zwei Kreise, die immer aufs neue ausgebeutet wurden: die Schicksale des

peloponnesischen Herrschergeschlechtes, das seinen Ursprung auf Pelops und Tantalos zurückführte, und die des Labdakidenhauses in Theben.

„Schicksal“ sagen wir, und empfinden dabei den Schauer vor jener dunklen Macht, die aus geheimnisvoller Tiefe alles irdische Tun und Leiden zu lenken scheint und dem Willen der Menschen oft ein ganz andres Vollbringen gibt, als sie selbst gedacht haben. Daß in solchen Lebensausschnitten, die eben durch einen auffallenden Glückswechsel die Phantasie eines tragischen Dichters geweckt haben, das Walten des Schicksals stärker als anderwärts verspürt wird, versteht sich überall von selbst. Besonders aber hat man gemeint, daß die Darstellung des Schicksals ein wesentliches Merkmal der antiken Tragödie sei. Inwieweit ist das richtig? Sicher nicht im Sinne der modernen Schicksalstragödie. Müllners „Schuld“ und, bei größerer poetischer Schönheit, Grillparzers „Ahnfrau“, von anderen zu schweigen, sind Ausartungen, an denen die Antike unschuldig ist; die Verantwortung trägt doch wohl Schiller, der zuerst den Schicksalsgedanken veräußerlicht hat. In vielen griechischen Tragödien spricht er überhaupt nicht vernehmbar mit; allerdings, gerade in den gewaltigsten aus den beiden vorher bezeichneten Gruppen steht er beherrschend da.

Aeschylus' Orestie ist das einzige erhaltene Beispiel einer vollständigen Trilogie: Agamemnons Fall, die Rache an Klytämnestra, die Sühnung des Muttermörders, werden in geschlossener Folge vorgeführt. Im ersten der drei Stücke gedenkt gleich zu Anfang der Chor schlimmer Prophezeiungen, von denen der Auszug des Griechenerheeres begleitet gewesen ist. Dieses Element uralten Glaubens dient hier dazu, eine trübe Stimmung auszudrücken und dem Zuschauer mitzuteilen, der nun, wie die Ältesten von Argos, in banger Erwartung dem Gange der Ereignisse entgegen sieht. Diese selbst hängen innerlich so zusammen, daß sie einer Herleitung aus der finsternen Vorgeschichte des Tantalidenhauses kaum noch bedürfen, sondern rein menschlich begriffen werden können, von dem Augenblick an wo Agamemnon seine Tochter in Aulis geopfert hat. Denn das ist wirklich geschehen; den mildernden Zug, daß Iphigenie während des Opfers durch die Göttin gerettet und nach Tauris entführt worden sei, hat erst Euripides eingeführt. In schweren Worten schildert der Chor die unselbige Tat: „wie die Jungfrau, schön als wäre es ein Bild (241), auf dem Altare lag, mit geknebeltem Munde, sie, die so oft in den Hallen ihres

Vaters durch Gefang die Gäste erfreut hatte, stumm jetzt, nur mit dem angstvollen Blicke der Augen an jeden einzelnen unter den Opfern sich wendend, um Erbarmen flehend — vergebens. Die Gottheit hatte es befohlen, Agamemnon gehorchte. Von hier Akhätännestras Haß gegen den unnatürlichen Vater, von hier, in zwingender Verkettung, die ganze Reihe der Greuel, von denen das Atreidenhaus vernichtet wird. Nirgends mehr übt eine fremde Macht lenkend oder ablenkend ihren Einfluß. Akhätännestra möchte gern ihre Schuld auf den über dem Hause waltenden Dämon, den „dreifach gemästeten“, abwälzen (1476. 1501); doch der Chor weist den Versuch zurück: „Dich zu entlasten vom Morde, wer wird, wer auftreten als Zeuge? Mitwirkender nur von den Mynen her mag der Rachegeist gewesen sein“ (1505 ff.). Der Grundgedanke, daß die böse Tat fortzeugend Böses immer muß gebären, ist menschliche Erfahrung. Und aus der Wirklichkeit des Menschenlebens geschöpft ist auch das, was den Ausgangspunkt bildet: daß Agamemnon, um die eine Pflicht — des Oberfeldherrn — zu erfüllen, die andre, gegen sein Kind, grausam brechen muß (206 ff.). Wie oft sind Gutes und Böses so eng verschlungen, daß wir, um das eine zu erreichen, das andre fördern müssen!

Etwas unmittelbarer drängt sich im Ödipus das Schicksal hervor, durch das doppelte Orakel das dem Laios gegeben war: wenn er mit Jokaste einen Sohn erzeuge, so werde dieser den Vater erschlagen und die Mutter heiraten. Der König will das neugeborene Kind töten lassen; aber, von mitleidigen Hirten am Leben erhalten, kommt es in die Fremde und lernt Vater und Mutter nicht kennen. Ahnungslos vollzieht Ödipus, was der delphische Gott vorhergesagt hatte. Das Grausige, das unser Gefühl empört, hat Schiller in der Braut von Messina zu mildern gesucht — und hat es verstärkt, eben dadurch, daß er moralische Verantwortlichkeit dazwischen stellte. Ödipus handelt unwissend, also schuldlos; Don Cesar weiß, daß es sein Bruder ist, den er tötet. Dort war die Hand des Menschen einem höheren Willen untertan; hier ist er selbst, mit dem was er fühlt und denkt, ein Werkzeug des Schicksals: durch dessen Fügungen wird er dahin gebracht, das Furchtbare selber zu wollen. Und noch ein großer Unterschied ist zwischen beiden Dichtungen. Bei Schiller steht die Frage, ob das Orakel recht behalten wird, im Mittelpunkte des Interesses, seine Erfüllung macht den Inhalt des Dramas aus;

bei Sophokles liegt sie vor dessen Beginn. Die eigentliche Handlung besteht darin, daß Odipus das Geschehene aufdeckt: ob ihm das gelingen, wie das Enthüllte auf ihn wirken wird, das sind die Fragen, die den Zuschauer in Spannung halten. Daß der König, um die Rettung seines Volkes besorgt, mit reblichem Willen in rücksichtsloser Forschung vordringend, eine Wahrheit finden muß, die ihn selber vernichtet: das ist wieder jene Verschlingung von Gut und Übel, die den Kern dessen ausmacht, was wir heute „tragisch“ nennen. In der Anlage ist Odipus ein Abrechnungsdrama, wie so viele von Ibsen. Auch dessen Motiv der Vererbung erinnert an die antike Schicksalsidee. Freilich, in aller äußeren Verschiedenheit die innere Verwandtschaft zwischen beiden Denkweisen zu erkennen wird nur der vermögen, der sich mit empfänglichem Sinn in beide vertieft. Und dabei lernt er denn, Wesentliches vom Zufälligen zu scheiden.

Wenn der Dichter Personen einer gedachten Welt wie wirkliche Menschen sprechen und handeln lassen will, so muß er die Vorbilder dazu aus der eignen Lebenserfahrung nehmen. Ansätze dazu fanden sich schon bei Homer (S. 54); in der Tragödie, die an sich einen Fortschritt zum Realismus hin bedeutet, werden sie weitergeführt. Aischylos' *Drestie* ist im Jahre 458 aufgeführt worden. Damals lagen Heer und Flotte der Athener vor Memphis, um die Stadt den Persern zu entreißen und einem Aufstande der Ägypter zum Siege zu verhelfen. Nach sechsjährigem Kampfe gewannen die vom Großkönig hingefandten Truppen die Oberhand, die athenische Streitmacht wurde völlig vernichtet. Wer das fürchtete und kommen sah, mochte aus innerstem Erleben im Drama den Sorgen Ausdruck leihen, mit denen man in Argos um die Trojasahrer sich bangte (*Agam.* 427—474). Noch unmittelbarer ist die Beziehung zur Gegenwart im dritten Stücke, den *Cumeniden*; es dient der Verherrlichung des Areopags, des alten Adelsrates, den kurz vorher unter Perikles' Führung die Athener seines politischen Einflusses entkleidet hatten. In welchem Sinne der Dichter hier Stellung nehmen will, ob mit scharfem Protest oder mit schmerzlich resignierender Fassung, darüber mag man streiten: recht lebendig wird die Dichtung erst dem, der sich in die Zeit zu versetzen sucht, aus der sie erwachsen ist. Diese Zeit ist uns in dem ganzen Unterbau des Lebens doch so fremd, daß wir jeden Anhalt, sie wie ein Stück Wirklichkeit vor uns hinzustellen, mit Freuden ergreifen.

Auch die Muse des Sophokles hat es nicht verschmäht der Politik zu dienen. „Wenn unrechter Gewinn gesucht und das Heiligste angetastet wird, wenn solches Tun in Ehren steht, was soll ich dann im Dienste der Götter tanzen?“ — so fragt im König Odiipus (883—896) nicht der Chor thebanischer Greise, sondern der athenische Patriot, den das Vorgehen seiner Stadt gegen die Selbständigkeit des delphischen Orakels (bald nach 457) empörte. Die kühne Politik des leitenden Staatsmannes hat Sophokles später freilich anders beurteilen gelernt. An der Führung des Juges gegen Samos nahm er unter Perikles teil (im Jahre 440), und man wußte von freundlichem Verkehr der beiden zu erzählen. Ein strafendes Wort gegen die Gehässigkeit der Kleinen, die den Großen anfeinden, das in das Einzugslied des Chores im *Nias* aufgenommen ist (158 ff.), kann kaum anders als auf Perikles und seine Räder bezogen werden. Bei solcher Betrachtungsweise schwindet etwas von dem Nimbus des Klassischen, dafür tritt frische Farbe in menschlich anmutenden Zügen hervor. Je mehr wir den Äußerungen der Persönlichkeit eines Dichters in seinen Werken nachgehen, desto mehr werden diese aus unzugänglicher Ferne zu uns herübergezogen. Der Gewinn liegt nicht so sehr in dem Verständnis der einzelnen Anspielungen, als darin, daß wir uns gewöhnen das Auge auf einen großen, lebensvollen Zusammenhang zu richten.

Ein Werk aus dem Geiste seines Schöpfers und aus den Bedingungen der Zeit, in der es geschaffen wurde, zu verstehen, ist die eigentliche Kunst der Interpretation; sie auch auf die griechischen Tragiker anzuwenden einer der fruchtbarsten Gedanken moderner Wissenschaft. Begonnen hat seine Durchführung mit Euripides, und das war natürlich; denn er bietet dazu unmittelbarsten Anlaß und reichsten Stoff. In dem Bestreben, leibhaftige Menschen darzustellen, hat er die Helden der Sage mit Reflexionen ausgestattet, die seiner eignen Zeit entnommen sind. Es war das Zeitalter der Sophisten, von religiösen und sittlichen Problemen bewegt, von denen der Dichter selbst aufs heftigste ergriffen wurde. So zeigen seine Personen überall den gleichen Gang zu bohrendem Nachdenken, zu flügelnder Selbstbetrachtung. An sich ist solche Familienähnlichkeit kein Vorzug, hier so wenig wie etwa bei Lessing, dessen Menschen alle das Blut des Dialektikers in ihren Adern haben. Werke, die einen völlig reinen Eindruck machen, lassen an den Ur-

heber nicht denken; und weil er solche in der Tat nicht geschaffen hat, ist man gegen Euripides ungerecht gewesen. Erst die historische Betrachtung hat ihn würdigen gelehrt. Wenn der Poesie das ganze Seelenleben des Menschen erobert werden sollte, so mußte einmal diese Zergliederung der Gefühle, der Leidenschaften, der Motive stattfinden, in der die Stärke des Euripides liegt. Daß er das liebende Weib auf die Bühne gebracht hat, werden wir ihm nicht, wie Aschlos tut — in den Fröschen des Aristophanes (1044) —, zum Vortwurf machen; auch das hassende hat er gekannt und gezeigt. Gestalten wie Phädra, wie Medea sind ewig; denn sie sind.

Schonungsloser als bei einem seiner Vorgänger wird in Euripides' Dichtung die Natur der Menschen offenbart; dadurch ist er ein Vorarbeiter der Komödie geworden. Trotzdem wäre es falsch zu sagen, nur er habe nach dem Leben gezeichnet, Sophokles nach einem Schönheitskanon. Allerdings könnte sich diese Ansicht auf das eigne Urteil des Sophokles berufen, der — nach dem Zeugnis des Aristoteles (Poetik 25) — gesagt haben soll, er selbst stelle die Menschen so dar wie sie sein sollten, Euripides so wie sie wirklich seien. Aber wenn das zugespitzte Wort, das an ein ähnliches des Bildhauers Lysipp erinnert, vom Dichter selbst herrührt, so kann damit wohl nichts anderes gemeint sein als eine Idealisierung nach der Weise des Polignot, nicht des Zeuxis: eine Zurückführung des scheinbar zufällig Verbundenen auf ein inneres Gesetz, das Herausarbeiten einer inneren Wahrheit, welche die einzelnen Äußerungen „als notwendiges Resultat der alle zur Einheit verknüpfenden Individualität erkennen läßt“. Entspricht Odius einem Schönheitsideal? Man muß ihn auf der Bühne sehen: wie er zuletzt, das Gewand von Blut besleckt, mit dunklen Augenhöhlen, an Wänden und Säulen entlangastend, ins Freie wankt, dann demütig und gehorsam vor Kreon steht, den er verachtet hat, von dessen „angeborenem Adel“ er eine Gnade erfleht; wie er ausschluhzt, als er die weinenden Stimmen der Kinder vernimmt, die auf seine Bitte zu letztem Abschied herbeibracht sind. Erst so erkennen wir, was beim Lesen der schönen Verse in edler Sprache verhüllt blieb, die erschütternde Wirklichkeit des Leidens, und empfinden es wie Blasphemie, wenn jemand von einer Schuld redet, durch die es gerechtfertigt werde. Ein aufrechter Mann ist es gewesen, der hier zerbrochen wurde, tatkräftig und klug, freilich auch stolz und leidenschaftlich: ist es eine Schuld, ein Mensch

zu sein? Jeder Mensch hat die Fehler seiner Tugenden — auch Antigone. „Das wilde Blut vom wilden Vater tut sich kund“: so sagt der Chor (471), als sie mit höhrender Herausforderung, wie wenn sie Richterin wäre, Kreon der Angeklagte, die Antwort schließt, in der sie sich zu ihrer That bekannt hat. Und wie hart ist sie gegen Ismene! nicht nur am Anfang, sondern auch nachher, wo diese, von der Größe der Schwester mit fortgerissen, obwohl sie mitzutun nicht gewagt hat, doch mitzuleiden begehrt. „Du magst dich retten; flieh' nur, ich mißgönn' es nicht“: so weist Antigone sie zurück. Aber sie täuscht sich über sich selbst. Wie sie ihren letzten Gang antreten soll, da bricht ihr Schmerz über alle verlorne Hoffnung des Lebens und der Liebe in ergreifende Klagen aus; nicht in klassischer Ruhe und Würde, sondern in wilder Bewegung wird sie abgeführt. Gewiß, eine Heldin, über alltägliches Maß hoch emporragend; aber auch in ihr haben wir ein Abbild menschlicher Natur, wie sie ist, kein Musterbild, wie sie sein soll. Und nun gar Elektra!

In Aeschylus' Choephoron begegnen wir ihr nach der Szene, in der sie den Bruder erkennt, nicht wieder; bei der Mordarbeit wirkt sie nur so mit, wie Eurycleia in der Odyssee, daß sie Störung fernhält. Orestes ist die Hauptperson. Er tötet drinnen den Agisthos, fällt dann vor unsern Augen die Mutter an; nach hartem Wortwechsel zerrt er die sich Sträubende ins Haus. Als er wieder erscheint, ist die That geschehen; man sieht die beiden Leichen aufgebahrt. Nun packt ihn der Zweifel: war sie schuldig? war sie unschuldig? Vor seinem Blicke tauchen die Rachegeister auf, denen er verfallen soll. — Die entsprechenden Dramen der beiden anderen Dichter führen den Titel „Elektra“. Seltsam erfunden ist die Situation bei Euripides. Man hat die Jungfrau, um sie zu demütigen, und damit nicht etwa ihre Kinder einst für den Thronräuber gefährlich werden können, einem gewöhnlichen Manne zur Ehe gegeben; doch dieser ist edlen Sinnes und hält sich ehrfürchtig von der Königsstochter fern. Dafür scheint sie willig die Mühen seines ärmlichen Haushaltes zu teilen, der in mancherlei drastischen Zügen anschaulich wird. Ihr Gegensatz zu Klytämnestra äußert sich hauptsächlich in einem großen Gespräch, in dem jene spitzfindig ihre Handlungsweise verteidigt; mit Kraft und Schärfe antwortet Elektra und hält der Mutter all ihre Sünden vor, daß diese zuletzt fast weich wird und selber bekennt, sie habe keine volle Freude an dem Getanen. Aber Reue kann ihr

Schickſal nicht mehr wenden; im Hauſe wird ſie von ihren beiden Kindern getödet. Oreſtes verhüllt ſein Antliß, während er der Mutter das Schwert in die Bruſt ſtößt; Elektra ſpricht ihm Mut ein, ja ſie faßt das Schwert mit an. Dann ſtürzen beide hervor, in wilder Erregung, an ſich und ihrer That irre geworden; Elektra ſchaudert vor ſich ſelbſt, als ſie dem Chor berichtet, was ſie vermocht hat. Im Zuſchauer muß das Gefühl mächtig werden, daß hier etwas Ungeheures, Widernatürliches geſchehen iſt — und doch auf Apollons Befehl! Auch die Dioſkuren, die zuletzt in den Lüften erſcheinen, verhehlen ihre Mißbilligung des Götterspruches nicht; wenn ſie trotzdem jedem den Weg, der ihn zum Frieden führen ſoll, zeigen, ſo iſt damit nur äußerlich ein Abſchluß erreicht, den der Dichter ſelbſt als unbefriedigend empfand und wohl ſo empfinden laſſen wollte. — In höherem Grade ſucht Sophokles unſre Teilnahme für Elektra zu gewinnen. Auch er ſchildert das unwürdige Daſein, zu dem die Edle verurteilt iſt, zwar nicht aus dem Hauſe verſtoßen, aber wie eine Slavın gehalten; und der tägliche Anblick des Zuſammenlebens der Gattenmörderin mit dem frechen Buhlen empört ihr das Herz. Klytämneſtra iſt hier, anders als bei Euripides und vollends bei Aſchploß, in einer Niedrigkeit und Gefühlsroheit dargeſtellt, daß man ſie ſlechterdings verabscheuen muß. Und da Elektra aus ihrer Geſinnung kein Hehl macht, ſo rächen ſich die andern durch immer härtere Behandlung. So iſt in der Unglücklichen ein Haß erwachſen, der ſie befähigen würde das Werk der Rache ſelbſt zu vollziehen. Dazu iſt ſie entſchloſſen als ſie hört, Oreſtes ſei tot; doch die Nachricht war falſch: der Bruder iſt da und tritt für ſie ein. In atemloſer Spannung lauſcht ſie, während er drinnen der Mutter gegenüberſteht; und als ſie den Angſtſchrei der Getroffenen vernimmt, ruft ſie ihm zu: „Erſchlag ſie zweimal, wenn du kannſt.“

In neuerſter Zeit hat Hugo von Hofmannſthal eine Elektra geſchrieben, und hat den Schwerpunkt des Interesses in den Schmerz des Mädchens um die verſagte Ehe, in das unbefriedigte Verlangen nach dem Manne verlegt. Die Kühnheit, ſich mit jenen Großen zu meſſen, verdient Achtung; und die Taſſache an ſich iſt ein Zeugnis für den wieder zunehmenden Einfluß, den die jugendfrische Antike auf das Geiſtesleben der gealterten Menſchheit ausübt. Aber Elektra als Geſtalt der Weltliteratur bleibt die des Sophokles. Nur hat an ſeinem Erfolg dieſesmal auch der Nebenbuhler einen Anteil.

Die geistreich durchgeführte Hypothese, Euripides' Bearbeitung dieses Stoffes sei die frühere, hat ihr Urheber, Wilamowitz, selbst nachher aufgegeben; Ewald Bruhn hat sie wieder aufgenommen und tiefer begründet. Daß in jahrzehntelangem Wettstreit auch der ältere Dichter von dem jüngeren Einwirkungen empfangen hat, ist an sich natürlich; und auch daran wird kaum jemand zweifeln: wäre Euripides nicht gewesen, Sophokles würde nie einen Frauencharakter wie Elektra geschaffen haben. Daß er es aber getan hat, spricht wieder laut gegen den gedankenlos nachgesprochenen Satz, er habe die Menschen so dargestellt wie sie sein sollen. Oder meint man, er habe auch die Schicksale so dargestellt wie sie sein sollen? Zum guten Teile macht doch das Schicksal den Menschen, wobei es freilich nur entwickeln kann, nicht selber den Keim pflanzen. Das zeigt sich gerade in unserm Falle. Die beiden Schwestern sind in gleicher Lage; auch Chrysothemis verurteilt eigentlich im stillen, was um sie her geschieht: aber sie gehört zu der Menge der Schwachen, die es nicht ertragen können, zur eignen Umgebung in dauerndem Widerspruch zu stehen. Gibt es nicht Männer genug — mehr als genug — die so denken? „Nicht wie ich spreche, sondern wie du es erkennst, So ist es recht. Doch wenn ich in Freiheit leben soll, Muß ich auf den wohl hören, der die Gewalt besitzt“: so sagt sie selber zu Elektra (338 ff.). Ganz anders diese. Wenn alle den Vater vergessen haben, wenn feige Schuld vor ihren Augen triumphiert, so treibt es sie nur um so stärker, für das, was sie als recht erkennt, mutig einzutreten. Doch indem sie das tut, reizt sie die andern zum Angriff auch gegen sie. Der scheltenden Alhtämnestra muß sie Rede stehen; und sie weiß zu antworten. Aber sie weiß auch und fühlt es im Innersten, daß es unnatürlich ist zu einer Mutter so zu sprechen (616 ff.). Kann das an sich Böse zur Pflicht werden? An diesem inneren Widerspruch reibt sie sich auf, wie sie selber den Freundinnen bekennt: „In solcher Not, ihr Lieben, kann man edles Maß Und frommen Sinn nicht wahren; nein, das Schlechte bringt Auch den, der darin leben muß, zu schlechtem Tun“ (307 ff.). Und welchen Schatz von Zärtlichkeit und Liebe barg im Grunde dieses Herz! Das wird offenbar in ihrem Jubel, als sie den Bruder, den Verlorengeglaubten, den Retter in Armen hält. Aber sie ist hart geworden. Orestes warnt, daß nicht aus dem Leuchten ihrer Augen Alhtämnestra Verdacht schöpfe; die Sorge weist sie weit zurück.

In Gegenwart der Mutter wird kein Lächeln über ihre Züge gleiten: „Zu fest verschmolzen ist in mir der alte Haß.“ — Man versteht jenes furchtbare Wort, mit dem sie zuletzt an der Lat des Bruders teilnimmt.

Sophokles gehörte wohl zu den Lieblingen der Götter, denen alles ganz gegeben wird, alle Freuden, die unendlichen, aber auch alle Schmerzen. Wer den König Odius und die Elektra dichten konnte, muß, was an Qual und Weh eine Menschenseele zu fassen vermag, in der eignen erlebt haben. Aber es behielt nicht die Herrschaft über ihn, es zerstörte ihm nicht den Glauben an die Macht des Guten in der Welt. So hat er im Philoktet, ganz ähnlich wie Goethe in seiner Iphigenie, den Sieg der Wahrheit über List und Trug dargestellt; und er hat als Hochbetagter noch einmal Odius zum Helden einer Tragödie gemacht, in welcher der Geblendete, aus der Heimat flüchtig, auf attischem Boden, im Hain der Kumeniden bei Kolonos zur Ruhe kommt. Zwar hat auch hier die herkömmliche Vorstellung, daß Sophokles den Eindruck irdischen Leides zu erklären suche, lange Zeit dem Verständnis geschadet; wir bedurften der Zurechtweisung durch Erwin Rohde, um zu sehen, wie der greise König im Bettlergewande, der dem Sohne, der Vaterstadt flucht, keineswegs ein frommer Dulder ist, wie auch ihn das Unglück nicht geläutert, sondern verbittert und verhärtet hat. Sacer ist er, nicht sanctus. Dabei bleibt es doch bestehen: die Götter nehmen ihn zu sich; in einem jenseitigen Dasein findet er Frieden und vermag von dort aus dem Lande, das ihn aufnahm, Segen zu verleihen. An den Göttern, auf die er selber vertraute, war Sophokles nicht irre geworden; in seine Religion mußte, als ein gottgewolltes Strafgericht, sogar der Muttermord sich einfügen. So blieb, als er neunzigjährig starb, den Zeitgenossen doch das Bild einer harmonischen Persönlichkeit: „Schön war sein Ende, wie sein Leben ohne Leid.“

Wie kann sich der Einblick in die ganze Tiefe menschlichen Unglücks und seelischer Leiden mit einer Frömmigkeit paaren, die den Göttern stillhält und hinnimmt, was immer sie verhängen? Im System einer Weltanschauung ist beides wohl nicht zu vereinigen; aber Sophokles war nicht bloß Denker und Dichter, sondern ein Mann des wirklichen, sonnenbeschieneenen, erfolgfrohen Lebens. Im Jahre 443 war er Schatzmeister des attischen Seebundes (*ἐλληνοταμίης*), im folgenden Jahre schuf er die Antigone. Sie ist „mit der frischen Lebenserfahrung eines Staatssekretärs des Reichsschatzamtes ge-

schrieben“, sagt Wilamowitz, und fügt hinzu: „Mag Sophokles auch nur so viel politische Fähigkeit besessen haben wie ein ordentlicher Durchschnittsathener, seine beiden dionysischen Genossen haben auch so viel nicht besessen.“ Dafür haben sie den Zweifeln über den Sinn des Daseins konsequenter nachgedacht. In welcher Weise das Drama, das innerhalb der Trilogie auf den „Gefesselten Prometheus“ folgte, die Lösung brachte, können wir nur vermuten; es bleibt in dem erhaltenen der wild sich aufbäumende Trotz des Titanensohnes gegen die neuen Götter, denen er selber zum Siege verholfen, die ihn dafür büßen lassen, daß er sich der Menschen erbarmt hat. Rücksichtslose Kritik an dem Walten der Götter übt mittelbar der Dichter auch in der *Drestie*, in deren letztem Stück Apollon von Delphi — es ist derselbe, der im Persertriede auf der Seite des Landesfeindes stand — vor einem Gerichtshof athenischer Männer, dessen Verhandlung die Stadtgöttin leitet, von den gerechten Vorwürfen der Eumeniden bedrängt wird, weil er den *Drestes* zum Muttermorde getrieben hat. — Einen Schritt weiter, den letzten, entscheidenden tat Euripides: „Wenn Götter schimpflich handeln, sind sie Götter nicht.“ So fand sein grübelnder Ernst den Übergang von der Beurteilung dessen, was die Götter tun, zur Beugnung ihrer Existenz. Zwischen beidem schwanken die Personen seiner Dichtung, wenn sie über die Rätsel des Daseins nachdenken. Fast könnte man meinen, er habe selber geschwanzt und als Greis, da er die *Bakchen* dichtete, den Mißbrauch menschlicher Verstandeskraft bereut (395 f. 427 ff.). In diesem Drama wird Pentheus von den rasenden Frauen, unter Führung seiner eignen Mutter, zerrissen und so nach dem Willen der Götter dafür gestraft, daß er den Dionysos-Kult, der in Rausch und schwärmender Lust begangen wurde, zu hindern gesucht hatte. Und doch ist der Dichter auch hier seiner Überzeugung treu geblieben. Wenn er den Chor sagen läßt, es sei die rechte Weisheit und dabei kein schwerer Entschluß, das, was lange Zeit bei den Menschen gegolten hat, für ein Ewiges und von Natur Gegebenes zu halten (893 ff.), so hat er denselben Protest, den er früher laut hinausrief, jetzt in die leisere Form schmerzlicher Ironie gekleidet. Erfolgloser Kampf gegen den *Wahn* der Menge hat ihn müde gemacht; „er hat es aufgegeben, die Menschen nach seinem Sinne zu wandeln, und nach der Schwüle des Tages ersehnt er die erquickende Ruhe des Abends“ (Bruhn).

Nur viermal hat Euripides im tragischen Wettkampfe gesiegt, der Dichter der Antigone 24 mal. Doch spätere Geschlechter haben mehr dem Aristoteles recht gegeben, der jenen „den tragischsten unter den Dichtern“ nennt (Poetik 13). Er begründet dies zunächst mit einem äußeren Unterschiede, der an sich schon zeigt, daß Euripides der modernen Denkart näher steht. Der Schicksalswechsel, für das ernste Schauspiel so wesentlich, kann entweder vom Unglück zum Glück erfolgen oder umgekehrt. Euripides hat den Umschlag aus Glück in Unglück bevorzugt; und heute rechnet man den schlimmen Ausgang zu den Merkmalen der „Tragödie“. Aber Aristoteles rühmt solche Anlage der Handlung doch nur deshalb, weil sie am besten geeignet sei das zu leisten, was nach seiner Ansicht die Tragödie leisten will und soll: daß sie ein in der Seele schlummerndes banges Gefühl des Mit-Leidens mit allem Schmerz, den das Leben in sich birgt und jedem einzelnen bringen kann, künstlich durch Vorführung erschütternder Schicksale steigert, bis es unter Tränen zum Ausbruch kommt, worauf dann für einige Zeit Beruhigung eintritt. Diese mit einem Lustgefühl verbundene Entladung von Furcht und Mitleid, mancher wohlbekannten Erscheinung auf körperlichem Gebiete verwandt, das ist die berühmte aristotelische „Katharsis der Leidenschaften“ (Poetik 6), in der das ursprüngliche Wesen der dachtyischen Feier, sich auszutoben in wilder Ekstase, noch erkennbar ist. Nur weil dasselbe griechische Wort auch „Reinigung“ bedeutet, hatte man es lange Zeit ganz mißverstanden. Seit Jacob Bernays im Jahre 1857 die richtige Deutung aus Aristoteles selber (Politik VIII 7) gefunden hat — der ja der Sohn eines Arztes war und vom Vater die medizinische Neigung geerbt hatte —, konnte der Begriff ein Gegenstand des Streites nur noch insofern sein, als es galt, den Widerstand allmählich zu überwinden, den Gewohnheit und Vorurteil einer einleuchtenden Erkenntnis entgegenstellten. Immer wieder wurden zwei von Natur getrennte Untersuchungen miteinander vermengt: was der Verfasser der Poetik über das Wesen der Tragödie gelehrt habe, und was wirklich ihr Wesen sei. In der letzten, wichtigeren Frage darf man sich eine von Aristoteles unabhängige Ansicht um so eher vorbehalten, als die Dichter selbst, aus deren Werken er seine Theorie abgeleitet hat, darüber doch wohl anders dachten als er.

Die Frösche des Aristophanes enthalten jene heiter-ernste Szene,

wie in der Unterwelt Aeschylus und Euripides um den Ehrenplatz — an der Tafel des Pluton — einen Streit führen, der in den Formen einer Gerichtsverhandlung sich abspielt und von Dionysos, der hinabgestiegen war um seinen lieben Euripides wiederzuholen, doch schließlich zugunsten des Aeschylus entschieden wird. Mit scharfem Witz und mit reichlichen Zitaten sind die beiden Gegner charakterisiert. Über eines jedoch streiten sie nicht: „Wie Kindern der Lehrer, so weisen den Weg dem reiferen Alter die Dichter“ (1055). Zwar ist es Aeschylus, der dies ausspricht; aber er beruft sich damit nur auf etwas, was auch der andere zugegeben hat. Gleich zu Anfang fragte er ihn, was einem Dichter Bewunderung verschaffe, und Euripides antwortete: „Der sichere Griff und das mahnende Wort, und daß wir bessern die Menschen“ (1009). Nur deshalb unterliegt er jetzt, weil ihm nachgewiesen wird, daß er die Aufgabe nicht erfüllt habe, die er doch selber richtig erkannte. — Würde auch der wirkliche Euripides anerkannt haben, daß die Tragödie einen moralischen Zweck verfolge? Ist nicht die negative Kritik, die er an den Überlieferungen der Väter übt, ein bloßes Spiel des Scharfsinns? oder mühte er sich deshalb, den Glauben an die Welt der Götter und Heroen zu zerstören, weil er die in dieser Welt herrschende Ordnung als eine unsittliche durchschaute, und war es sein eigentliches Bestreben, die Menschen zu freierem, reinerem Denken zu erziehen? — Wir dürfen das letzte glauben. Aristophanes jedenfalls, wie bitter er auch über ihn spottet, weiß sich eins mit ihm in dem Bewußtsein von der hohen, erzieherischen Aufgabe der Kunst, der beide dienten, und läßt ihn die Frage, was den Dichter groß mache, doch wohl so beantworten, wie er selbst es getan haben würde.

Das Wesen der tragischen Poesie, aufgefaßt und dargestellt im Lichte der attischen Komödie: ein kostbarstes Stück literargeschichtlicher Betrachtung, die tiefer blickend das Getrennte zusammenschaut. Vergleichen möchte man damit bei Platon im Gastmahl das Paar der Reden, die Aristophanes und der Tragiker Agathon über dasselbe Thema halten, den Liebesgott zu preisen. Und noch enger werden beide dort zusammengeführt, da in vorgerückter Stunde, als die Pähne schon trähnen, sie allein noch mit Sokrates, dem Unüberwindlichen, wach sind und lebhaft aber erfolglos eine paradoxe Behauptung bekämpfen, die er aufgestellt hat: „daß ein und derselbe Mensch das Talent haben müsse, eine Tragödie

und eine Komödie zu dichten, und wer seiner Kunst nach ein Tragödiendichter sei, daß in dem auch ein Komödiendichter stecke.“ Den Athenern klang dies unerhört; Shakespeare hat gezeigt, daß Sokrates auch hier im Rechte war.

Wissenschaft.

Während die Gattungen der Dichtkunst für die Griechen scharf geschieden waren, bestanden bei ihnen anderwärts Grenzübergänge, die uns weniger natürlich erscheinen: zwischen Poesie und Wissenschaft, und zwischen Wissenschaft und praktischem Tun. Beide Beziehungen sind doch unter sich verwandt; denn *ποιεῖν* heißt „machen“, *ποίησις* ist hervorbringende, schaffende Tätigkeit.

„Angewandte Mathematik“ kennt man auch heute; aber darin steckt ein ganz anderes Verhältnis als in der „Geometrie“ der Alten. Damals gab es nicht eine Wissenschaft, die für irgendeinen außerhalb liegenden Zweck herangezogen wurde; sondern der Zweck war da und trieb, indem er zum Suchen nötigte, die Wissenschaft erst hervor. Nach Herodot (II 109) sollen die Überschwemmungen des Nil den frühesten Anstoß gegeben haben, das Land zu vermessen, Flächeninhalte zu berechnen, damit da, wo der Fluß ein Stück weggespült hatte, dem Besitzer ein entsprechender Erlaß an Steuern gewährt werden konnte. Jahrhunderte hindurch blieb Geometrie diejenige Disziplin, welche das mathematische Denken der Griechen beherrschte. Jedes Produkt aus zwei Zahlen konnte man als Rechteck, das aus drei Zahlen als Quader fassen, und an den Figuren fand man die Beziehungen der Zahlen. Die Ausdrücke „Quadrat“ und „Kubus“ in der Arithmetik erinnern noch immer daran, wie Rechnen und Zeichnen ursprünglich eins waren. Man löste Aufgaben, indem man die gegebenen Stücke hinzeichnete, das gesuchte konstruierte und zuletzt seinen Wert durch Messung feststellte. Gerade in unserer Zeit wird ja, auf einer fortgeschrittenen Stufe, die graphische Darstellung gern wieder benutzt, als Hilfsmittel; damals war sie nicht Hilfsmittel, sondern Erzeugerin der Gedanken. Darin, daß die Behandlung allgemeiner Zahlenverhältnisse an das Zeichnen gebunden war, lag doch nicht bloß eine Schwäche, sondern auch ein Vorzug: die Beziehungen traten sichtbar, beinahe greifbar hervor. Die Regel über das Multiplizieren einer algebraischen Summe, die in Klammern gesetzt wird, pflegt man heute zahlenmäßig abzuleiten, und

das macht Anfängern Mühe genug; wer die entsprechenden planimetrischen Beweise bei Euklid (II 1) studiert, sieht die innere Notwendigkeit mit Augen.

Gerade die enge Verbindung von Arithmetik und Geometrie hat zu den wichtigsten Fortschritten der Wissenschaft Anlaß gegeben. Mit Hilfe des pythagoreischen Lehrsatzes gelang es, ein Quadrat zu zeichnen, das zweimal, dreimal, fünfmal so groß war wie ein vorhandenes; bei dem Versuch aber, die Seiten zu messen, ergab sich, daß die des vervielfältigten denen des Grundquadrates nicht kommensurabel waren (Theätet 147), und diese Entdeckung führte auf den Begriff des Irrationalen. Diesen Begriff in die Mathematik einzuarbeiten ward eine dringende Aufgabe, die Platon erkannte, und die sein Schüler Eudoxos durchgeführt hat. Von ihm über Euklid zu Archimedes ist ein Jahrhundert intensivster mathematischer Arbeit. Der Letztgenannte, der seine Vaterstadt Syrakus gegen die Römer verteidigen half und bei ihrer Eroberung im Jahre 212 den Tod fand, bietet wieder glänzende Beispiele der Befruchtung des forschenden Geistes durch praktische Aufgaben; seine noch größere Bedeutung liegt doch wohl im Theoretischen. Er und Eudoxos sind diejenigen unter den Alten, die der modernen mathematischen Denkweise am nächsten stehen; den Grundgedanken der Infinitesimalrechnung haben sie eigentlich schon gefaßt. So bestimmte Eudoxos den Inhalt der Pyramide, des Kegels und anderer Körper; die von ihm ausgebildete Methode handhabte Archimedes mit Meisterschaft und vermochte u. a. den Inhalt eines Parabelsegmentes und einer Ellipse exakt zu berechnen. Er definierte und benannte diese Kurven als ebene Schnitte eines rechtwinkligen, eines spitzwinkligen Kegels, die Hyperbel als Schnitt eines stumpfwinkligen Kegels. Das kommt uns seltsam vor, weil doch aus jedem Kegel alle drei gewonnen werden können; aber die älteren Forscher behandelten nur solche Schnitte, deren Ebene auf einer Seitenlinie des Kegels senkrecht steht. Dabei war die Sonderstellung der Parabel als einzigartigen Grenzfalles zwischen den beiderseits unendlichen Mengen von Fällen, die zur Ellipse wie zur Hyperbel gehören, unmittelbar deutlich. Doch woher die Beschränkung auf rechtwinklige Schnitte? Das wäre verkehrt gefragt. Staunen sollen wir über die Fülle von Einsicht, die schon aus der unvollständigen Betrachtungsweise sich ergab, und die selbst wieder dahin gedrängt hat, die Voraussetzung zu erweitern zu neuer

Untersuchung. Apollonios von Perge, etwas jünger als Archimedes, tat diesen Schritt und gelangte damit zu besserer, allgemeinerer Definition der drei Kegelschnitte. Er war es auch, der die beiden Teile der Hyperbel in der Betrachtung zusammenfaßte, und nachwies, daß die für einfache Kegelschnitte geltenden Sätze auf die aus zwei Hyperbelästen zusammengesetzte Kurve ausgedehnt werden konnten. Doch fuhr er fort, die beiden Äste wie zwei voneinander unabhängige Gebilde zu behandeln; dadurch ist seine Darstellung dieser Beziehungen weitläufig und umständlich geworden. So muß es scheinen, wenn wir vom Erde her sehen. Stellen wir uns an den Anfang und blicken vorwärts, so erkennen wir den Grundzug alles Fortschrittes in der Wissenschaft: wie eine neue Betrachtungsweise zu neuen Entdeckungen führt, neue Entdeckungen wieder zu neuer Betrachtungsweise auffordern.

Dieses Verhältnis läßt sich in den exakten Wissenschaften leichter durchschauen als in den historischen. Dem geozentrischen System, das bis zum Ausgange des Mittelalters geherrscht hat und das wir nach der abschließenden Bearbeitung des Ptolemäos (um 150 n. Chr.) zu benennen pflegen, wird niemand vorwerfen, daß es mit seinen Kreisen und Epithelen eine Entstellung und Verdunklung des wirklichen Sachverhaltes gebracht habe; vielmehr ist es ein bewundernswertes Werk der Beobachtung, des Scharfsinns und der Anschauungskraft, die nach Erfassung der Wirklichkeit ringen. Freilich hatte Kopernikus schon im Altertum Vorläufer, auf die er sich denn in seinem Widmungsschreiben an den Papst berief; Aristarch von Samos (um 250 v. Chr.) ist aus demselben Grunde der Gottlosigkeit geziehen worden wie Galilei. Aber die kühne Lehre drang nicht durch. Wenn auch die naive Vorstellung durchsichtiger Hohlkugeln, auf denen sich die Planeten bewegten, zu einer reineren Theorie weitergebildet ward, so bedeutete diese doch nur einen vervollkommeneten Versuch, die Himmelserscheinungen unter der Voraussetzung zu erklären, daß die Erde, der Wohnsitz des Menschen, den Mittelpunkt der Welt bilde. Bei der künstlichen Konstruktion, deren es hierzu bedurfte, blieb die herrschende Wissenschaft stehen. Es geschah, was — nach Goethes erstem Worte — bei „bahnbrechenden“ Gedanken so oft geschieht: „Wie das Wasser, das durch ein Schiff verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zusammenstürzt, so schließt sich auch der Irrtum, wenn vorzügliche Geister ihn beiseite gedrängt

und sich Platz gemacht haben, hinter ihnen sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen.“

Der Einfluß, den Mond und Sonne auf das Leben der Erde ausüben, tritt so mächtig hervor, daß man sich nicht wundern kann, wie früh schon — lange ehe Griechen die Träger der geistigen Entwicklung wurden — die Menschen auf den Gedanken gekommen sind, ihren Gang zu beobachten und zu studieren, um die Wiederkehr ihrer heilsamen oder schädlichen Wirkungen voraus zu berechnen. Dies war, was zuletzt übrigblieb von der kühnen Hoffnung, die Schidungen und Wechselfälle des menschlichen Daseins in den Stellungen der Gestirne vorgezeichnet zu finden. Wir sind geneigt, Astrologie für einen entarteten Abkömmling der mit ihr verwandten Wissenschaft zu halten; vielmehr geht sie der Astronomie in der Ahnenreihe voran. Trug und Wahn, mit aufkeimender Erkenntnis vermischt, gaben den Mutterboden, aus dem langsam und unter Schmerzen die Wahrheit geboren werden sollte.

Ist dem aber so, dann dürfen wir auch von den Leuten, die in Athen im fünften Jahrhundert eine Technik ausbildeten, vor Gericht der schwächeren Sache zum Siege zu verhelfen (*τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν*), nicht sagen, sie hätten die Redekunst gemißbraucht; denn aus ihrer Übung ist diese Kunst erst entstanden. Daß, wer in einem Prozeß streitet, nicht die Wahrheit sucht sondern seinen Vorteil, ist auch heute nicht anders. Das nach den Perserkriegen und seit Gründung des attischen Seebundes gesteigerte wirtschaftliche Leben vermehrte die Zahl der Rechtsfälle und machte sie verwickelter. Die Richter sowohl wie die Parteien waren nicht kühle Nordländer, sondern Menschen von lebhaftem Naturell: die einen drängte es, mit Wort und Gebärde sich zu betätigen, und so gab es für die andern etwas zu hören und zu sehen. Nicht anders in den Versammlungen des Volkes, das die Politik machte. Einseitig wirksame Gruppierung von Tatsachen, geschickte Benutzung eines doppeldeutigen Wortes, scheinbare Schlußfolgerung: das waren überall die Mittel, die sich unwillkürlich darboten. Wer aber gewinnen wollte, mußte nicht nur selber diese Mittel anwenden können, sondern auch imstande sein den Gegner, der dasselbe tat, zu fassen und zu widerlegen. Dies führte dazu, daß man den Sinn der Worte, ihre Stellung und Bedeutung im Satze, die Möglichkeiten richtigen und falschen Schließens studierte. So sind Logik und Grammatik aus der Rhetorik, diese

wieder aus den Bedürfnissen und Erfahrungen der öffentlichen Diskussion hervorgegangen. Der Zusammenhang ist in den Lehrschriften des Aristoteles noch deutlich erkennbar, obgleich schon zwei Generationen vor ihm die Kunst der Rede und die Wissenschaft des Denkens begonnen hatten sich als selbständige Gebiete abzulösen.

Die Errungenschaften sophistischer Rhetorik sind der kunstmäßig gestalteten Rede auch da zugute gekommen, wo deren Anwendung nicht einem praktischen Zwecke diente, sondern aus dem theoretischen Triebe der menschlichen Natur entsprungen war. Verfolgen wir die Entwicklung dieses Triebes zu ihren Anfängen zurück, so gelangen wir zu der Stelle, wo die Wissenschaft mit der Dichtkunst aufs engste zusammenhängt.

Daß Poesie älter ist als Prosa, wußten schon die Alten; uns haben es Hamann und Herder von neuem gelehrt. Zwar sind neuerdings manche geneigt zu glauben, daß es schon neben dem Epos eine Überlieferung von Geschichten oder Sagen in ungebundener Rede gegeben habe, wenn auch natürlich nichts davon auf uns gekommen sei. Aber um eine solche Vermutung zu rechtfertigen, müßte doch der Tatbestand in den ältesten erhaltenen Literaturwerken so beschaffen sein, daß er sich durch die neue Hypothese besser als auf andere Art erklären ließe; und das ist nicht der Fall. Sprache und Stil Herodots, sowohl in den Einzelheiten des Ausdrucks wie im Aufbau eines Ganzen, versteht man um so besser, je mehr man sich deutlich macht, daß er seinen Zeitgenossen eben das geben wollte, was früheren Geschlechtern Homer geboten hatte: unterhaltenden Vortrag. Die novellistische Anlage und Abrundung seiner Episoden erinnert an jene eingelegten Erzählungen in Ilias und Odyssee, die den Ausblick in Vergangenes oder Seitwärtsliegendes eröffnen: die Bewährung des Bellerophon, der Lebenslauf eines Abenteurers, der Raub des Herrensohnes (Il. VI, Od. 14. 15). An bunter Fülle wunderbaren Geschehens sich zu freuen war behagliche Gewohnheit; auch dem Vater der Geschichte war es natürlich. Aber inmitten solcher Stimmung ist nun der Drang nach Wahrheit erwacht; und dieses neuen Gedankens ist er selbst sich heller bewußt als der Lust am Fabulieren, die er mit den früheren gemein hat. Das Ergebnis seiner Nachforschungen will er darlegen; und dabei befolgt er den Grundsatz, daß es seine Pflicht sei mitzuteilen was man ihm erzählt habe, alles aber zu glauben sei er nicht verpflichtet

(VII 152). Daß in der Auswahl und Gruppierung der Tatsachen auch er, wie Xenophon (S. 24f.), doch nicht völlig harmlos war, sondern einer freundlichen oder unfreundlichen Gesinnung Einfluß verstattete, hat ihm fünfhundert Jahre später Plutarch, der für seine böotischen Landsleute eintrat, in einer besonderen Schrift nachgewiesen: *περὶ τῆς Ἡροδότου κακότητος*. Aber wie es falsch war zu meinen, Sophokles habe die Wirklichkeit poetisch verklärt, da er doch darauf ausgegangen ist die Poesie realistisch zu vertiefen, so soll man auch nicht sagen, Herodot habe das Wahre mit Erfundenem vermischt; vielmehr strebte er nach der Wahrheit hin und bemühte sich die unterhaltende Erzählung mehr und mehr mit tatsächlichen Stoffe zu erfüllen. Wir dürfen ihn nicht von Thukydides aus betrachten, der naturgemäß ungerade über ihn urteilt, weil er weiß wie er über ihn fortgeschritten ist, sondern vom Epos her, dessen rein poetische Denkweise Herodot zu überwinden beginnt, an dem er deshalb gern Kritik übt.

Und Thukydides selber: gewiß, ein Forscher; doch ebenso sehr ein Künstler, der „den Zusammenhang der Ereignisse von innen heraus modelliert“. Wie er dabei mit dem ihm vorliegenden Material geschaltet hat, wie er Nebensächliches wegließ, damit das Bild in seinen Hauptzügen desto plastischer hervorträte, ob die Auswahl, die er traf, immer von dem reinsten Streben nach Gerechtigkeit bestimmt war: das sind heute noch Probleme der Wissenschaft. Von zwei Seiten her aber kann jeder mit Verständnis folgende Leser einen Einblick in sein Verfahren gewinnen. Einmal in seine Kunst, Menschen zu zeichnen: fast niemals von sich aus, durch Beschreibung, sondern indem er sie an ihrem Platze Dinge tun und sagen läßt, durch die sie charakterisiert werden. Sodann in die Art, wie er eine politische Situation würdigt. Auch da spricht er nicht selber, uns belehrend, sondern legt die Gedanken handelnden Personen in den Mund, oft den Vertretern streitender Parteien; das sind seine berühmten, gedankenschweren Reden. Wir sind versucht hier etwas wie Anwendung von Kunstmitteln zu sehen; und freilich sind es Mittel der Darstellung, von denen er künstlerischen Gebrauch macht. Aber Thukydides hat sie nicht erfunden, damit sie gewisse Zwecke erfüllen, sondern als etwas Gegebenes mitgebracht: es sind Erbstücke aus dem Epos. Seine Weise der mittelbaren Charakteristik verhält sich zu der direkten, verstandesmäßig abhandelnden bei Polybios wie Poesie zur Wissenschaft.

Dieser Große nun steht unter dem starken Einflusse der Sophisten; das genügt eigentlich um uns zu warnen, daß wir jene nicht gering achten. Denn er hat keineswegs bloß Außerliches von ihnen übernommen, die Technik der gegliederten, in Parallelen und Antithesen spielenden Rede, die nicht nur für den Verstand, sondern fast auch für die Sinne wahrnehmbar das Gedankengefüge aufbaut; viel tiefer gedrungen ist ihre Einwirkung. Aber in dem selbständigen Geiste des ernstern Mannes mußte das Empfangene eine veränderte Gestalt annehmen. Aus der advokatischen Gewandtheit, nach Belieben einer von zwei streitenden Meinungen Gründe zu leihen, ist die Fähigkeit geworden, sich in entgegengesetzte Anschauungen mit gleich sicherer Psychologie hineinzudenken. In der Verhandlung zwischen athenischen Gesandten und dem Räte der Melier, die von Thukydides wie ein persönliches Wechselgespräch dargestellt ist (V 85 ff.), wird ebenso geschickt von den Angegriffenen der Rechtszustand verteidigt wie von den Angreifern der Grundsatz verfochten, Macht gehe vor Recht. Auf welcher Seite der Autor selbst mit seiner Zustimmung steht, ist in diesem Falle klar; nicht immer so. Vor Beginn der sizilischen Expedition, in der Volksversammlung der Athener, legen Nikias und Alkibiades, jeder in längerer Rede, ihre Ansichten und Absichten dar (VI 9—23): der ältere Mann konservativ, zur Wahrung des erreichten Wohlstandes mahnend, an die in der Heimat noch ungelösten Aufgaben erinnernd, vor weit ausgreifendem Wagnis warnend, der Jüngling mit vorausschauendem Blick eine Großmachtspolitik zeichnend und in feuriger Dialektik zur Ausnutzung der Gelegenheit auffordernd, wodurch man erst im rechten Sinne den Vorfahren treu sich erweisen werde; denn eben durch entschlossenes Zugreifen hätten jene die Macht erworben, die nun mit innerer Konsequenz zu weiterer Ausdehnung dränge. Wer hat recht? Die Frage bleibt offen und soll offen bleiben; nur der Verlauf des Krieges kann die Antwort geben.

Thukydides weiß, daß verschiedenen Menschen dieselben Dinge verschieden erscheinen müssen, und daß dann auf beiden Seiten Richtiges sich findet. Doch auch auf das Falsche in menschlichen Auffassungen versteht er zu achten. Um in der Geschichte des Krieges die Tatsachen festzustellen, hat er viel Mühe aufgewandt; und deren bedurfte es, weil eben „die Augenzeugen nicht dasselbe über dieselben Dinge sagten, sondern wie einer es hatte mit dem Wohlwollen

gegen beide Teile und mit dem Gedächtnis“ (I 22). In diesen Worten ist der Grundgedanke aller historischen Quellenkritik schon klar ausgesprochen: daß man prüfen muß, inwiefern ein Bericht-erstatter die Wahrheit sagen wollte und sagen konnte. Daran aber, daß Thukydides diese Aufgabe sich stellte und durchführte, hat wieder seine Schulung durch die Sophisten einen wesentlichen Anteil. Denn sie sind es, die zuerst über das Denken gedacht haben. —

Die Notwendigkeit einer Rechtfertigung des Verstandes vor sich selbst hatte sich auch auf dem andern großen Gebiete des Forschens ergeben. Daß Naturwissenschaft, wie Geschichte, in ihrem Ursprung der Poesie verwandt sei, mag auf den ersten Blick wenig glaublich erscheinen; und doch ist es nicht anders. Die alte Erzählung vom Sonnengotte — daß er des Nachts schlafend in goldenem Becher von den Hesperiden zurück durch die Wellen zum Lande der Athiopen getragen werde, um dort morgen aufs neue den Wagen zu besteigen — klingt nicht wie ein Ausdruck fortgeschrittenen Wissens; und doch liegt solches darin. Denn in noch früherer Zeit glaubte man, daß der Sonnengott an jedem Tage sterbe und an jedem neu geboren werde, wie in jedem reisenden Kornfeld eine Gottheit lebt, die mit der Ernte hinstirbt und versöhnt werden muß. Gegenüber der ägyptischen Vorstellung von Ra und Horus enthält der griechische Mythos in poetischer Form den der Wahrheit näher kommenden Gedanken, daß die neue Sonne doch immer wieder dieselbe ist. An solche Form blieb die vordringende Erkenntnis zunächst auch da gebunden, wo nicht mehr die Volksseele sondern der Verstand eines einzelnen ihr Träger war. Parmenides beschreibt, wie das All aus konzentrischen Ringen besteht: „Mitten im Inneren wohnt die Göttin, die alles regieret, Waltend im Weh der Geburt wie in der Lust der Begattung, Die zum Manne das Weib und wieder zum Weibe den Mann treibt.“ Was wir als Naturkraft benennen, die alles Leben beherrsche, war den Alten eine selbst lebende Gottheit. So glaubte Heraklit persönliche Wesen tätig zu sehen, wo die Beobachtung ihn auf einen Tatbestand geführt hatte, den die Wissenschaft heute dem Wirken eines Naturgesetzes zuschreibt: „Die Sonne wird aus ihrer Bahn nicht weichen; sonst werden die Erinyen, die Wächterinnen des Rechtes, sie auffpüren.“

Heraklit war in Ephesos zu Hause und schrieb — in Prosa — zu Anfang des 5. Jahrhunderts, zu einer Zeit, da in Jonien vorurteils-

lofes Nachdenken über den Zusammenhang der Natur und Ursprung der Welt schon seit Menschenaltern geübt wurde. Das war derselbe griechische Stamm, der in den homerischen Gedichten, wie wir sie kennen, mit den Göttern ein so heiteres Spiel getrieben hatte. Die Geschichten von Zeus und Hera, Aphrodite und Ares werden ja anmutig erzählt, und sie sind jedem von uns fast von Kindheit an vertraut. Stellen wir uns aber ein Volk vor, für das der Olymp mit seinen Bewohnern ein Gegenstand der Religion sein sollte, so staunen wir über das Maß der Freiheit von Furcht wie von Ehrfurcht, das damals schon erreicht war. Nun ging, eben hier in Jonien, die Kritik weiter. Folgerichtig denkende Männer wollten nichts mehr wissen von Göttern, die „stehlen und Ehbruch treiben und einer den andern betrügen“; statt der poetischen Deutung der Welt, die sich vor Jahrhunderten die Menschen in jenen Sagen geschaffen hatten, verlangte man nach einer ernstern, selbstgefundenen. So ist die ionische Naturphilosophie entstanden. Thales, der die Sonnenfinsternis vom 28. Mai 585 vorauszuberechnen vermochte, ist uns ihr ältester Vertreter; Heraclit gehört mit in ihren Bereich. Zuversichtlich nahm man sogleich die höchsten Fragen in Angriff, nach dem Urgrund und Urstoff der Dinge. War es das Wasser oder das Feuer? die Luft oder ein Unendliches, Unbestimmtes? Den entscheidenden Anteil, den am Aufbau der Natur ein geistiges Element hat, erkannte Anaxagoras; deshalb nahm er zum Ausgangspunkt (*ἀρχή*) der Weltklärung den Geist (*νοῦς*) — den freilich auch er nicht völlig zu entkörpern vermochte: „das allerfeinste Ding“ —, der den ersten Anstoß gegeben habe zu der unablässigen Bewegung, in der die Stoffe sich immer wieder mischen und sondern, was uns nur, deren Sinne trügen, wie Entstehen und Vergehen erscheine.

Die Mannigfaltigkeit der Ergebnisse, zu denen das Denken gelangt war, mahnte zur Einkehr. „Schlechte Zeugen den Menschen sind Augen und Ohren“, so hatte auch Heraclit gelehrt, und hinzugefügt: „bei denen, die ungebildete Seelen haben“ (*βαρβάρους ψυχάς*). Die Quelle des Irrtums lag also tiefer; da galt es nachzusehen. Wenn dem Verstande das, was er unternommen hatte, nicht gelungen war, so blieb nichts übrig als ihn selbst zu prüfen, was er überhaupt leisten könne. Die Aufgabe erkannt und so weit gefördert zu haben, daß sie in aller Folgezeit nicht wieder vergessen werden konnte, ist das Verdienst der Sophisten.

Dieses Verdienst wird dadurch nicht verringert, daß die Lösungen, die zunächst versucht wurden, uns heute unbefriedigt lassen. Sind wir selber denn, 133 Jahre nach dem Hervortreten von Kants Kritik, im Besitz einer befriedigenden Antwort auf jene Frage? — „Der Mensch ist das Maß der Dinge; der seienden, daß sie sind, und der nicht seienden, daß sie nicht sind“: so lehrte Protagoras. Über die genauere Bedeutung des *Sapere* wird gestritten; soviel aber leuchtet ein, daß darin die Subjektivität alles menschlichen Erkennens mit furchtloser Entschiedenheit ausgesprochen ist. Und auch vor der Konsequenz, die daraus zu ziehen war, schreckte Protagoras nicht zurück: daß es dann eigentlich unter streitenden Meinungen keine falsche geben könne. Nur scheinbar das Gegenteil behauptete Gorgias, daß keine richtige Ansicht möglich sei: „Es ist nichts; und wenn etwas wäre, so könnte man es nicht erkennen; und wenn es erkennbar wäre, so könnte man es doch nicht anderen mitteilen.“ Schreckhafte Gemüter mögen, heute wie damals, an solchem „Nihilismus“ Anstoß nehmen; was sich darin ankündigte, war doch eine Wahrheit. Und diese hat, mit bezug auf den letzten der drei Punkte, beinahe ebenso Goethe ausgesprochen (Sprüche 936): „Man weiß eigentlich das, was man weiß, nur für sich selbst.“ Die Schranken, die der Verständigung zwischen den Menschen von Natur gesetzt sind, lassen sich nie ganz beseitigen, nur abschwächen. Dazu aber ist nötig, daß man das Verhältnis zwischen Denken und Sprechen ins Auge faßt: der sprachliche Ausdruck, der ja überlieferter Formen sich bedienen muß, ist kein bloßes Gefäß, sondern wirkt bis ins Innere eines zum Lichte ringenden neuen Gedankens hinein, der doch ohne dieses trübende Medium überhaupt nicht sichtbar werden kann; und nur allmählich, in stets sich erneuender Arbeit, mag es gelingen diesen Einfluß wieder auszuschneiden. So wuchsen Beobachtungen, Unterscheidungen, zu denen, wie wir sahen, die Rhetorik den Anlaß gegeben hatte, über den praktischen Zweck hinaus und ließen eine eigene Wissenschaft, der Sprache, entstehen. Die ersten, grundlegenden Untersuchungen in ihr sind von Sophisten — Protagoras von Abdera und Prodikos von Keos — geführt worden.

Der großen geistigen Bewegung, die der Name zusammenfaßt, werden wir deshalb so schwer gerecht, weil wir sie fast nur aus dem fröhlichen und siegreichen Kampfe kennen, den Sokrates und Platon gegen sie geführt haben. Wer in solchem Kampfe steht, fühlt nur

den Gegensatz; wer von außen zusieht, mag eher auch das erkennen, was beiden Seiten gemeinsam ist. Gegen die Verpottung des Sokrates in den „Wolken“ lehnen wir uns auf; daß aber deren Verfasser, Aristophanes, ihn zu den Sophisten gerechnet hat, soll uns zu denken geben. Tatsächlich sind die dialektischen Künste, mit denen er in Platons Gesprächen die Gegner in die Enge treibt, manchmal denen zum Verwechseln ähnlich, die von jenen selbst in Übung gebracht waren. Und noch etwas anderes, Größeres verbindet sie: der Trieb zur Betrachtung des eigenen Inneren, zur Reflexion. Aber Sokrates hat, wie Thukydides, das von der Sophistik übernommene weiter gebildet durch Befruchtung mit dem, was er von sich aus mitbrachte. Und dies war — in engem Zusammenhange mit seiner sittlichen Tat, die uns später beschäftigen wird — der starke Glaube, daß es trotz aller subjektiven Täuschungen gelingen müsse, ein Richtiges, Wirkliches zu erreichen. Wenn die Eindrücke, die der Mensch von den Dingen hat, irre führen, so muß die Wahrheit hinter den Dingen verborgen sein; es muß etwas geben, was den wechselnden Erscheinungen als ein Festes zugrunde liegt. Sokrates konnte es nicht benennen; aber er hat gelehrt, es zu suchen.

Platon war noch nicht dreißig Jahre alt, als sein Meister starb (399); doch ist er in seinen Schriften fast bis zuletzt dabei geblieben, das, was er selbst gefunden hatte, durch Sokrates aussprechen zu lassen, oft in poetischer Gestalt. So sucht er, im Gastmahl (S. 203), die wunderbare Doppelnatur der Liebe, das Schwanken zwischen dem Wohlgefühl des Besizes und dem Schmerz ungestillten Verlangens, dadurch zu erklären, daß der Liebesgott, Eros, als Sohn entsprossen sei aus einer Ehe des Reichtums mit der Armut. — Was die Seele sei, bekennet Sokrates im Phaidros (S. 246), könne er nicht angeben, wem sie aber gleiche, das wolle er sagen: einem Doppelgespann, dessen eines Pferd, der Träger sinnlicher Begierden, auf der Fahrt durch die Gedankenwelt abwärts zur Erde trachte, während das andre, ein edles Tier, geistiger Natur, zum Licht emporstrebe; beide solle der Denker, der Verstand, beherrschen und auf sicherer Bahn führen. — Wir sind geneigt dergleichen so zu verstehen, als habe Platon die begriffliche Erkenntnis anschaulich eingekleidet, um sie seinen Hörern und Lesern eingängig zu machen. Aber so ist es wohl nicht; das Bild war die Form, unter der in seinem eignen Geiste, wie in dem so manches Früheren, die neue Erkenntnis zuerst auftrat. Denker

war er mit Bewußtsein und Willen, von Natur aber ein Künstler — der die Gedankenentwicklung im Gespräch dramatisch gestaltete — ja ein Dichter. Daher sein hartes Urteil über Homer und die Tragiker, weil es ihm schwer geworden war sich aus ihrem Banne loszumachen.

Nur von dieser Seite her kann auch seine größte Schöpfung recht gewürdigt werden, die zugleich abschließende und vorwärts drängende Formulierung, die er dem Rätsel des Daseins in der Ideenlehre gegeben hat: die vergängliche Welt, in der wir leben, nur das unvollkommene Abbild einer ursprünglichen und ewigen, schöneren und wirklicheren Welt rein geistiger Natur. Neuerdings ist mit Scharfsinn, freilich auch ein wenig mit Eigensinn, der Beweis unternommen worden, daß Platon die Denkbilder oder Urbilder der irdischen Dinge nicht als wirkliche Bilder (*idéai*) gemeint habe, die in einem jenseitigen Bereich ihr Dasein hätten, sondern als bloße Abstraktionen, als Denkeinheiten, Begriffe, die uns nur in seiner metaphysischen Sprache wie etwas Gegenständliches erschienen. Das ist ebenso wenig richtig, wie wenn man sagen wollte, Heraklit habe den Begriff des Naturgesetzes unter dem Bilde der Erinyen dargestellt. Poesie ist älter als Wissenschaft; nur „durch das Morgentor des Schönen“ ist die Menschheit in der Erkenntnis Land gedrungen. Auch bei Platon war das anschaulich Gedachte das Erste, es war die Form, in der ein ahnender Einblick in verborgene Zusammenhänge der Wirklichkeit sich meldete. Späteren blieb es vorbehalten, den reinen Gedanken aus der Hülle des Gleichnisses, die gereifte Frucht aus der Schale zu lösen, die ihren Dienst getan hatte.

Damit ist denn sogleich Aristoteles entschlossen vorgegangen und hat die Gesetze des Denkens und des Seins in völliger Abstraktheit auszusprechen versucht. Die Umständlichkeit der Kunstausdrücke, welche er sich dafür schaffen mußte — die seitdem ein Erbteil der Erkenntnistheorie geblieben ist —, und die lieblose Schärfe seiner Polemik gegen die Ideenlehre, in der er nur eine unnütze Verdoppelung des Daseins zu sehen vermochte, lassen deutlich erkennen, wie schwierig noch und wie neu das war, was er unternahm. Als eben Erwachsener war er zu Platon gekommen und hatte zwanzig Jahre lang unter seiner Leitung der Akademie angehört; aber indem sich sein ganz anders gearteter Geist zur Selbständigkeit durcharbeitete, blieb er sich nur dessen bewußt, was ihn von dem Lehrer

trennte, und war gegen diesen ebenso ungerecht wie Platon selbst einst gegen die Dichter. Den Unterschied beider hat Rafael in der Schule von Athen treffend gezeichnet: wie der Ältere mit dem Finger den Himmel weist, der andere die ausgebreitete Rechte vorwärts und abwärts streckt, als wolle er von der Erde Besitz ergreifen. Mächtige Erfassung der Wirklichkeit war, was er als Forscher erstrebte; und in dieser Richtung ist er weit über Platon fortgeschritten. Dabei hat er kaum ein Gebiet der Natur und des Menschengesistes unbeachtet gelassen, so daß in dem System seiner Schriften die Gesamtheit der Wissenschaften schon ausgebildet oder doch vorgebildet sich darstellt. Ihm aber war kein großer Schüler beschert, der über ihn hätte hinauswachsen können. Von treuen Anhängern wurden seine Lehren festgehalten, von der Nachwelt zum Kanon erhoben. Das Mittelalter hat er in der Metaphysik beherrscht, in den Naturwissenschaften bis ins 16. Jahrhundert, in der Ästhetik noch zu Lessings Zeiten als Autorität gegolten.

In den wenigen Menschenaltern, die von Heraklit und den Sophisten über Sokrates und Platon zu Aristoteles führen, ist es geschehen, daß der Geist zum Bewußtsein seiner Forscherkraft erwachte, wie der Grenzen die ihrer Betätigung gesteckt sind. Darauf beruht die einzigartige Bedeutung des Teiles der griechischen Literatur, der vor Alexander liegt, mag man die Periode nun die klassische nennen oder wie man sonst will. Nicht alle Wissenschaften haben in ihr den Anfang genommen, aber die Wissenschaft ist hier entstanden. Von dem, was in dieser Zeit geleistet wurde, hängen wir heute noch ab; und die Abhängigkeit ist um so größer, je weniger wir an sie denken. Denn wir denken in Begriffen, und die grundlegenden wissenschaftlichen Begriffe sind damals geschaffen worden, *Nomen* und *Verbum* — d. i. *ὄνομα* und *ῥήμα*, Benennung und Aussage — so gut wie Hypothese, Theorie, a priori (*ἐκ ποστέρων*). Der Gefahr aber, durch Anwendung eines geprägten Begriffes irregeleitet zu werden, entgeht nur, wer geübt ist ihn auf seine Herkunft zu prüfen. Der Name „Methode“ wird heute gern unnützlich geführt, als wäre das eine in Regeln festgelegte Verfahrensart, die hier wie dort zur Anwendung gebracht werden könnte; bei Platon ist es noch der „Weg nach dem Ziele“, der also durch das Ziel bestimmt wird (Phädrus 269 D). Wieviel Unklarheit versteckt sich oft hinter dem Ausdruck „Prinzip“ einer Wissenschaft, einer Be-

weisführung; die Wolke verschwindet, sobald man daran denkt, daß ἀρχή der Ausgangspunkt ist. Vor verschwommenen Definitionen würde mancher sich hüten, wenn er im Bewußtsein hielte, was ἀφορισμός eigentlich bedeutet: „die Abgrenzung“ einer Gruppe von Fällen, die durch gemeinsame Merkmale so verbunden sind, daß sie unter eine Art begriffen werden können. Oft mag man ὄρισμός, ὄρος (terminus) geradezu mit „Begriff“ übersetzen; es ist einer der Versuche, das, was wir heute bequem so nennen, zu bezeichnen. Ein völlig deckendes Wort dafür gibt es nicht; die Benennung fehlte, weil das noch gesucht wurde, was benannt werden sollte. Wie der Gedanke nach Ausdruck ringt und in diesem Ringen sich selber ans Licht hebt, läßt sich hier besonders deutlich beobachten.

Daß sie eine grundlegende Terminologie zu erzeugen vermochte, war eine um so größere Leistung der griechischen Wissenschaft, als sie dabei über die Schranken der eignen Sprache nicht hinausgreifen konnte. Wenn wir ein Wort, das in technischer Bedeutung erstarrt ist, auf einmal im Zusammenhange der Rede in seinem vollen, ursprünglichen Sinn hervortreten sehen, so fühlen wir uns erfrischt; und solche Freuden erleben wir, wenn wir Platon und Aristoteles lesen. Aber die Beweglichkeit der Verwendung eines inhaltvollen Wortes ist nicht bloß etwas Gutes; sie kann auch störend wirken, wo eine straff gezogene Gedankenkette der strengen Geschlossenheit jedes einzelnen Gliedes bedarf. Daher der ungeheure Vorzug moderner Wissenschaft, den zu verkennen die ganze Kurzsichtigkeit eines fanatischen Purismus nötig war, daß sie, um technische Begriffe zu bilden, die der subjektiven Färbung oder Abbiegung auch durch den selbständigsten Autor entzogen sein sollten, ihr Material aus dem Wortschatze fremder, nicht mehr im Flusse befindlicher Sprachen holen kann. „Subjekt“ und „Substantiv“ zu unterscheiden muten wir jedem Sextaner zu; den Schülern des Aristoteles wurde es nicht so leicht: das eine wie das andre konnte er im einzelnen Falle mit ὑποκείμενον gemeint haben. Zerteilung und Einteilung werden wohl, solange neue Menschen heranwachsen, immer einmal wieder verwechselt werden, nicht aber das Unteilbare und das Uneinteilbare, Atom und Individuum; eine Sprache, der beides ἄτομον hieß, trug die Verführung zum Irrtum in sich. Über das Wesen von Induktion und Schollogismus unterrichtet sich heute noch der Anfänger nirgends besser als aus Aristoteles; dieser selbst aber

konnte sagen: „Schllogismus durch Induktion“ (*δι' ἐπαγωγῆς συλλογισμός*), weil das Wort, als ihm die verengte technische Bedeutung des deduktiven Schlusses zugewiesen worden war, doch den ursprünglichen Sinn, „Zusammenrechnung, Schlußfolgerung“ überhaupt, nicht sogleich verloren hatte.

Von tiefgreifendem Bedeutungswandel bieten eins der stärksten Beispiele die beiden Worte, die den Mann der Wissenschaft bezeichnen sollten. *Σοφισταί*, „Meister des Wissens“, nannten sich der Abderit und die Seinen, zuversichtlich und anspruchsvoll; Sokrates war bescheidner: nur ein „Freund des Wissens“ nach dem Vorgang des Pythagoras, *φιλόσοφος*, wollte er heißen. Indem er aber die Trugschlüsse seiner Vorgänger widerlegte und nachwies, wie sie nur ein Scheinwissen geschäftsmäßig betrieben, ist „Sophist“ für alle Zeiten ein Scheltname geworden, „Philosoph“ ist nun ein stolzes Wort. Wir tun gut, beide Ausdrücke zu vermeiden, wenn wir von den Geisteskämpfen jener Zeit sprechen; sonst ist Gefahr, daß die gewesene Bedeutung sich mit der gewordenen vermische. Der typische Fall bestätigt die allgemeine Lehre: keine ins Innere gehende Verständigung zwischen Menschen, vollends keine Wissenschaft ist möglich, wo nicht der Anteil sorgsam geprüft wird, den an einem vernommenen Gedanken die Sprache hat.

Sprache.

Legio ist eigentlich „Lese, Verlesung“, dann aber die verlesene Mannschaft; *contio* bedeutete die „Zusammenkunft“, danach erst das versammelte Volk; *optio* hieß allezeit die „Wahl“, doch nannte man so auch den gewählten Gehilfen. Überall wird es den Menschen leichter das Resultat eines Vorganges aufzufassen und im Sinne zu behalten, als den Vorgang selber. So konnte manches Wort, das ursprünglich ein Werden bezeichnete, zur konkreteren Bedeutung des Gewordenen erstarren. Vertiefung, Belohnung, Zeichnung, Vorstellung — „Bedeutung“ selber — sind geläufige Beispiele aus unsrer Sprache. Schlimmen Schaden genommen hat auf diesem Wege der Gedanke der „Bildung“: einen organischen Prozeß, ins Geistige übertragen, sollte der Name andeuten; jetzt versteht man darunter einen gewissen Bestand verbliebener Kenntnisse, in denen es keine „Lücke“ geben dürfe.

Ähnlich ist es einem Begriff ergangen, der überall, wo man mit

Sprachen sich beschäftigt, vielfältig angewendet wird. Die echte „Übersetzung“ ist ein Tun, das frisch hervortritt und, wie alles was lebt, bald wieder vergeht, um aufs neue erzeugt zu werden. Bringt man sie aufs Papier, so gelingt es freilich sie festzulegen; aber das ist nun nichts Lebendiges mehr, sondern ein Erstarrtes. Darum hat die gesprochene Übersetzung, die ein Schüler angesichts eines fremden Textes stammelnd hervorbringt, vor der vollendeten des Meisters, die gedruckt dasteht, doch einen Vorzug: eben den, daß sie jetzt, während wir zuhören, hervorgebracht wird. Wir bemühen uns, von der Eigentümlichkeit eines Autors, von seinem Können, von der Art, wie er die Gedanken teils ans Licht stellt teils nur durchblicken läßt, eine Anschauung zu geben mit den Ausdrucksmitteln der eignen Sprache, die sich den Wendungen der fremden Rede anschmiegen — so treu wie möglich, so frei wie nötig. Das ist eine Aufgabe, die nie ohne Rest aufgeht; dem einen gelingt sie eher als dem andern, heute besser als gestern. Was, auch bei unvollkommenem Erfolge, zur Belebung des Eindruckes hilft, sind die lateinischen oder griechischen Worte der Vorlage, die, da wir Auge und Ohr zugleich gebrauchen, den deutsch vernommenen Gedanken begleiten und, leise anklingend, mit empfunden werden. Doch auch das Beste, was so zustande kommt, will nichts Bleibendes sein; unablässig erneuert sich die Arbeit. Der Gedankengehalt eines bedeutenden Werkes fremder Zunge muß im Wandel der Generationen immer von frischem erobert werden, wenn er ein lebendiges Besitztum unseres Volkes bleiben soll. Das Große an Luthers Übersetzung war nicht der fertiggebrachte deutsche Text, so wertvoll dieses Denkmal heute noch ist, sondern der mutige Entschluß, die Bibel seinen Zeitgenossen in ihrer Sprache zu geben, und der eiserne Fleiß, der dies durchführte. Nicht die ehren das Andenken des gewaltigen Mannes, die sein Lebenswerk auf der Stufe, zu der er selbst es gefördert hat, festhalten und also erstarren machen, sondern die, welche seinen Gedanken festhalten, d. h. wieder beleben, und auch unsrer Zeit in der Gestalt, die ihr verständlich ist, die Bibel nahe zu bringen suchen. In vierhundert Jahren ist unsere Muttersprache eine andre geworden, noch mehr das Verständnis der beiden fremden vertieft und bereichert. Davon, aus dem Gebiete des Griechischen, wenigstens ein paar Beispiele!

„Vergib uns unsre Schulden“, so schrieb Luther; heute druckt man und beten wir „unsre Schuld“, damit keine Nebenvorstellung

stürend aufkomme. Eben diese aber war einst beabsichtigt. Luther hatte halb recht; er hätte nur die andere Hälfte hinzutun und sagen sollen: „erlaß uns unsre Schulden“. Denn so war es gemeint, wie in dem Gleichnis vom Schalksknecht (Matth. 18), in voller Anschaulichkeit des Bildes: ἀφεῖς ἡμῖν τὰ ὀφειλήματα ἡμῶν. Nur zur Erläuterung bringt Matthäus den eigentlicheren Ausdruck hinterher, den Lukas (11, 4), die Kraft der Sprache dämpfend, in das Gebet selber aufgenommen hat: Fehltritte, Verfehlungen. Den Wortlaut des Vaterunsers wird niemand ändern wollen; wer aber einmal, aus dem Original, die ursprüngliche Bedeutung empfunden hat, ist hier um ein Element des Gedankens reicher, das nun, auch wenn er die gewohnten deutschen Worte wiederholt, im Grunde der Seele mitschwingt. Und vielleicht hilft ihm das auch an anderen Stellen die bildliche Redeweise Jesu besser würdigen. Wendungen aus dem Geschäftsleben, die dem gemeinen Manne geläufig waren, gebraucht auch Paulus gern. Wenn Luther ihn den Galatern schreiben läßt (4, 5), der Sohn Gottes sei in die Welt gekommen, „auf daß er die, so unter dem Gesetze waren, erlöste, daß wir die Kindschaft empfangen“, so ist damit der Hauptbegriff sittlicher Befreiung zwar richtig wiedergegeben; die Empfänger des Briefes aber vernahmen aus den Worten (ἵνα τοὺς ὑπὸ νόμον ἐξαγοράσῃ) noch etwas anderes: die Erinnerung an manchen selbsterlebten Fall, daß ein Sklave freigekauft, ein Heimatloser an Kindes statt angenommen worden war.

Diesmal könnte der genau entsprechende Ausdruck getrost in den deutschen Text aufgenommen werden; er würde mit helfen, einen für alle christliche Religion grundlegenden Begriff aus dem Stoffe zu verstehen, aus dem er geformt ist. Sicher notwendig wäre die Änderung, wo Fehler vorliegen, die den Sinn stören. Der Vorwurf „allzu abergläubig“, mit dem Paulus die Athener aneredet haben sollte, ist neuerdings mit Recht getilgt (Apg. 17, 22). Was aber z. B. Gal. 2, 17 heute noch zu lesen steht, kann in seinem Zusammenhang überhaupt nicht verstanden werden; und so wird eine an sich nicht ganz einfache Gedankenfolge vollends unklar. Es handelt sich da um Widerlegung eines verbreiteten Denkfehlers. Auch in unsrer erleuchteten Zeit pflegt es so zu sein, daß der Überbringer einer Freudenbotschaft belohnt wird, während dem, der Unglück meldet, leicht unfreundlicher Blick und

böses Wort begegnen; der naive Mensch sieht es eben nicht anders an, als ob, wer das Wissen von etwas bewirkt, die Sache selbst bewirkt hätte. So war dem Paulus wohl entgegengehalten worden, seine Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben mache alle Menschen zu Sündern: eine begreifliche Verwechslung; denn in Wahrheit verlangt diese Lehre von jedem, er solle erkennen, daß er ein Sünder sei. Auf den verkehrten und in seiner Verkehrtheit gewiß wirksamen Einwand antwortet der Apostel: „Wenn wir, indem wir suchten in Christus gerechtfertigt zu werden, auch selbst (wie die Heiden) als Sünder erfunden worden sind, ist etwa darum Christus (weil er uns zur Erkenntnis der Sünde hilft) ein Helfer zur Sünde?“ Luther schrieb: „sollten wir erfunden werden, so wäre Christus . . .“ Daß wir heute die Verschiedenheiten griechischer Bedingungsätze genauer kennen als einstens der Freund des Melancthon, ist für uns noch kein Ruhm und für ihn kein Vorwurf. Daraus folgt nicht, daß die Evangelische Kirchenkonferenz recht getan habe bei ihrer Revision (im Jahre 1883) im amtlich eingeführten Bibeltexte, der doch für weiteste Kreise der einzige bleibt, solche Irrtümer beizubehalten.

Das volle Verständnis einer schwierigen Stelle läßt sich oft nur dadurch gewinnen, daß man mit Hilfe der vorhergehenden und nachfolgenden Sätze erschließt, was der Autor im wesentlichen hat sagen wollen, dann fragt, welche Mittel des Ausdrucks ihm zu Gebote standen, und nun selber mit diesen die sprachliche Form herzustellen sucht. Was, von außen betrachtet, unzugänglich da stand, öffnet sich dem Blick, der von innen kommt; und manche scheinbare Seltsamkeit tritt als natürliches Glied eines Ganzen hervor, zu dessen feinerer Ausgestaltung wirksamen Beitrag liefernd. Damit solches Verfahren aber angewendet werden könne, muß die Kunst, vom Deutschen aus den Gedanken in fremdsprachlicher Form zu bilden, durch Übung vertraut geworden sein. Wer vor dieser Mühe zurückscheut, bleibt immer auf der einen Seite stehen: die Sprache bleibt ihm nur eine Gesamtheit von Erscheinungen, die gedeutet werden sollen, um den Gedanken herauszuholen den ein anderer gehabt hat, während sie doch ebensosehr eine Gesamtheit von Mitteln ist, die man anwendet, um einen eignen Gedanken auszudrücken und an andere zu geben. Nur wer auch mit der Innenseite einer Sprache lebendige Fühlung hat, vermag das, was in ihr ausgesprochen ist, mitzuempfinden.

Was insbesondere die Bemühungen um den Gebrauch des Lateinischen betrifft, so sind sie mit zunehmender wissenschaftlicher Einsicht zwar schwerer, doch zugleich bedeutender geworden. Früher glaubte man, lateinischer Formen- und Satzbau sei körpergewordene Logik; und so konnte die Meinung entstehen, einen Gedanken zu richtigem lateinischen Ausdruck bringen, heiße: ihn zu einem richtigen Gedanken machen. Historische und psychologische Forschung hat gefunden, wie auch hier das Ausgesprochene immer nur einen Näherungswert für das Gedachte darstellt, weil auch an dieser verstandeshellen Sprache das Irrationale einen erheblichen Anteil hat und um so gefährlicher mitwirkt, weil es versteckter liegt. Im Abstufen der Zeiten, im Schattieren der Modi ist das Lateinische schärfer: wer vom Deutschen herkommt, muß lernen, Unterschiede, die ihm nicht bewußt waren, im Innern der eigenen Gedanken zu beachten, damit sie in der fremden Sprache nicht verfehrt hervortreten. Andererseits ist ein lateinisches Partizip weniger deutlich als im Deutschen ein Satz, den eine den Zusammenhang andeutende Konjunktion einleitet: hier geht also beim Übergang in die fremde Form etwas verloren; und wer den Übergang vollzieht, muß acht geben, daß nicht mehr verloren gehe, als der Sinn des Ganzen vertragen kann. Bleibt man in der Muttersprache befangen, so sind jedesmal der Gedanke, der vorschwebt, und der Ausdruck, der gesucht wird, einander so ähnlich, daß der rechte Anhalt fehlt, um beide zu vergleichen; im Ringen mit der fremden muß das geübt werden, und die dadurch gewonnene Beweglichkeit des Geistes kommt dann wieder der eignen Sprache zugute. So entwickelt sich allmählich die Kunst, das, was man sagen will, so zu sagen, daß kein Anlaß zu irriger Auffassung sich einschleicht, und das, was ein anderer sagt, auch dann zu verstehen, wenn er seinerseits diese Vorsicht nicht geübt hat.

Einen Vorzug der alten Sprache gibt es, der ihr eine gewisse auch äußerlich praktische Verwendung wohl auf immer sichert: für Inschriften, Widmungen, bei feierlicher Begrüßung wäre die knappe Gedrungenheit des Lateinischen durch nichts zu ersetzen. Bei einer solchen Gelegenheit wurde einst nach einem Gedanken gesucht, der das Wesen der städtischen Kultur kurz bezeichnete. Besser als Aristoteles konnte das niemand: *γυγνομένη μὲν (ἡ πόλις) τοῦ ζῆν ἔγενεν, οὐσα δὲ τοῦ εἰ ζῆν* (Politik I 2). Aber Griechisch wäre an dem Platze, den der Satz einnehmen sollte, gar zu fremdartig

erschieden; so mochte das Lateinische helfen: *Conduntur urbes, ut vivere possimus, constant, ut bene vivere*. Die Not führt die Menschen zusammen; aus der Gemeinschaft aber, sobald sie einmal besteht, erwachsen neue Aufgaben, materieller und bald auch geistiger Art, die dazu führen, das Dasein reicher und schöner zu machen. Dieselbe Erscheinung kehrt überall wieder, wo ein Leben sich entwickelt; am klarsten vielleicht auf wirtschaftlichem Gebiete. Das Bedürfnis tritt hervor, ein Stück davon neu zu ordnen; das geschieht: die getroffene Veranstaltung schafft leichteres und mannigfaltigeres Spiel der Kräfte und läßt eben dadurch neue Möglichkeiten der Kombination entstehen, denen dann die vorhandenen Einrichtungen nicht mehr genügen, so daß wieder nach bequemeren Formen gesucht werden muß, die den überfließenden Inhalt aufnehmen. — Eben dies ist die Geschichte der Sprache. Und was ein empfänglicher Leser, ohne gelehrte Absichten, von der griechischen kennen lernt, reicht aus, um solches aus Werden und Vergehen gemischtes Wachstum zur Anschauung zu bringen.

1. „Mit Worten erwidern sprach er zu ihm“: wenn wir dergleichen bei Homer lesen, so sind wir geneigt, eine bedeutungslose Häufung des Ausdrucks darin zu sehen. Die war es durchaus nicht. Denn es gab auch ein anderes Erwidern, mit Blick und Gebärde, und es hatte eine Zeit gegeben, wo diese Art die einzige war. In dem der Mensch aus tierischer Dumpsheit emporstieg, schuf er sich die Sprache, ein Erzeugnis des erwachenden Geistes und, sobald ihre ersten Ansätze da waren, eine treibende Kraft zu dessen freierer Entfaltung. Im Epos gehen jene beiden Elemente noch hant hant durcheinander. Was wir gedruckt lesen, ist nur ein Auszug aus dem, was von den Hörern vernommen wurde; wir können es nicht verstehen, wenn wir nicht Betonung und Mienenspiel eines feurigen, südlichen Temperamentes hinzudenken. Einen Satz mit „aber denn“ anzufangen (*ἀλλὰ . . . γάρ*), darauf konnte in der Schriftsprache niemand kommen; in der gesprochenen hat es seinen guten Sinn. Mit „aber“ verbindet sich eine Gebärde, sei es abwehrend oder aufmunternd oder resignierend, mit „denn“ folgt, in Worten ausgedrückt, die Begründung: „aber — es half ja nichts, zu trauern“ (Od. 10, 202). Von Odysseus rühmt einer der Ältesten in Ilios, daß er als Gesandter in ihrer Versammlung trefflich gesprochen habe; so dicht wie Schneeflocken seien sich die Worte gefolgt. Nur eins habe man seltsam gefunden:

daß er den Stab — der den Rednern, zur Ablenkung innerer Unruhe, in die Hand gegeben wurde — weder vorwärts noch rückwärts neigte, sondern unbeweglich stand, „als wäre er nicht recht flug“ (III 219). Uns könnte umgekehrt ein lebhaft Gestikulierender närrisch vorkommen. Charakteristisch aber, daß Homer gerade dem redgewandten Odysseus dies nachsagen läßt. Entstanden war die Sprache als Begleitung, als Ergänzung der urwüchsigeren Art, wie der Naturmensch seine Empfindungen äußerte; allmählich gewann sie an eigener Bedeutung: es kam dahin, daß gegliederte Rede die Hauptsache, Mienenspiel und Gestikulation etwas Begleitendes waren. Schließlich konnte ein Meister versuchen, auf solche Unterstützung völlig zu verzichten und die Rede in ihrem Zusammenhang sich durch sich selbst erklären zu lassen. Daß das ein Fortschritt war, hat der Dichter empfunden, dem wir jene Schilderung des Redners Odysseus verdanken.

2. Um ohne weiteres verständlich zu sein, mußten die gesprochenen Worte so gefügt werden, daß das Verhältnis der Gedanken in ihnen zum Ausdruck kam. Die Arten der Trennung und Verbindung zwischen Sätzen dienten diesem Zwecke, vor allem die Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz; und diese war der mannigfaltigsten Abstufung fähig. Nachdem einmal zwei einfache Gedanken in der Vorstellung so zusammengefaßt worden waren, daß der eine als Hauptsache, der andre als dienendes Glied empfunden wurde, verwuchsen sie zu einem Ganzen, das nun seinerseits wieder zu andern Gedanken in ähnliche Beziehungen treten konnte. Damit war die Grundlage zu dem gegeben, was wir grammatisch eine Periode nennen. Sehr allmählich ist sie entstanden; man sieht sie werden, wenn man Homer und Herodot liest. Die losere, oft lässige Fügung der Rede, die wir dort finden, ist verwandt mit der unüberwältig gebenden Art, in der noch heute die Kinder und das Volk, und wo es sonst unverbildete Menschen gibt, das äußern, was sie denken und während sie es denken. Es berührt wohlthuend, wenn wir bei Lektüre der Alten an vertraute Klänge des täglichen Lebens erinnert werden; und die Sprache des täglichen Lebens lernen wir besser würdigen, wenn wir sehen, wie sie nichts Niedriges oder Fehlerhaftes ist, sondern ein Erbstück aus einer fernliegenden Zeit unreflektierten Denkens. *Μη οὐτως*, sagt Sokrates zu seinem Gegner, und meint nicht, wie Pedanten ergänzen: „sprich nicht so“. Sondern er meint genau das,

was er sagt, und was auch wir jederzeit in der Unterhaltung sagen könnten, mit abwehrender Handbewegung: „nicht so!“ Muß denn alles, was gesprochen wird, ein vollständiger Satz sein, mit Subjekt und Prädikat, Objekt und adverbialer Bestimmung? Ein elementarer Unterricht kann heute kaum anders als diesen Irrtum erzeugen; indem er das Denken der Kinder in heilsame Zucht nimmt, entsteht die unerwünschte Nebenwirkung. Von ihr den Geist wieder zu befreien gibt es kein besseres Mittel als die Beschäftigung mit dem älteren Griechisch. Auch Platon kann dazu helfen, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihm die Wiedergabe des Gesprächstones, so erfrischend inmitten ernster Gedankenentwicklung, auf bewußter Kunst beruht.

In ganz anderem Sinne ein Künstler ist Thukydides. Den Gedanken, daß man ihn vorlesen könnte, lehnt er mit Entrüstung ab; mit ruhiger Sammlung muß man seine inhaltschweren Sätze auffassen, um sie im eignen Geiste wieder zu ordnen, und das heißt manchmal: zu entwirren. Denn was er dachte, war so viel und in die Tiefe gehend, und dabei war er so entschieden bestrebt, nur das Notwendige zu sagen, daß im ganzen doch kein harmonisches Verhältnis zwischen Gehalt und Form sich ergeben hat. Aber die Abweichung vom Ebenmaß ist der gewöhnlichen entgegengesetzt. In unsrer Zeit ist die Sprache ein so geläufiges Werkzeug, daß, wer nicht angespannt acht gibt, in Gefahr ist sie für sich denken und dichten zu lassen. Der geprägte Ausdruck ist zur Hand, eine geschickte Verbindung stellt sich ein: der Satz ist fertig, und wird ja wohl auch etwas bedeuten. Bei Thukydides ist immer der Gedanke zuerst da und arbeitet in der Tiefe, nach Ausdruck ringend. An solchem Ringen nehmen wir teil. Denn die Art des Lesens, deren vorher im Anschluß an eine Paulusstelle gedacht wurde, daß man zuerst aus dem Zusammenhange den Hauptgedanken erfaßt und dann selbst überlegt, wie der Autor ihn habe ausdrücken können, wird bei Thukydides besonders oft erfordert. Dabei befestigt sich im Leser eine Gewohnheit, die Sprache von innen anzusehen, nicht als bequemes Tauschmittel, als ein System verabredeter Zeichen um fertige Gedanken anzudeuten, sondern als organisches Gebilde, in dessen Wachstum werdende ans Licht drängen. Wer nicht mehr gedacht hat, als er hinzuschreiben vermag, sollte nicht beanspruchen gelesen zu werden. Zu solchem Ernste des Schaffens kann auch eine be-

scheidene Kraft sich an Thukydides erziehen, hinter dessen Worten ein Reichthum unausgesprochener Gedanken sich aufstürmt, wie ein großer Dichter, sei es in der Erzählung oder im Drama, zwischen- durch uns ahnende Blicke tun läßt auf die Fülle von Bildern, die in seiner Seele leben, von denen er nur einige herausgegriffen und vor uns hingestellt hat.

3. Die Schrift, als sie erfunden wurde, sollte der Sprache dienen; je erfolgreicher aber sie das leistete, desto mehr ward sie selbständig und bildete eigne Gesetze aus, denen nun wieder die Sprache sich fügen mochte. Wer zu einer Versammlung redet, vollzieht, während man ihm zuhört, seine Gedanken; und wenn er vorbereitet gekommen ist, so besteht eben darin die große Kunst, daß er, ein wenig schauspielerisch, so tut, als dächte er das alles jetzt erst: nur so kann er uns packen, daß wir folgen müssen wohin er uns führen will. Davon hat mancher moderne Redner keine Ahnung, wenn er etwa auf das verweist, was „weiter unten“ folgen wird, oder zum Schluß die „vorstehenden Betrachtungen“ zusammenfaßt, gleich als wollte er recht aufdringlich uns zurufen: „es ist nur eine Abhandlung, die ich vorlese.“ Doch auch wo solche Entartung vermieden wird, ist Schriftsprache nun doch etwas andres als lebendige Sprache. Wer eine Periode niederschreiben will, kann und soll sie vorher ordnen; kommt ihm noch etwas in den Sinn, was dazu gehört, so fügt er es an geeigneter Stelle ein: der Eindruck des Gerundeten bleibt, aber auch des Glatten und Kalten. „Wenn man vernünftig strafen will, so übt man nicht um des vergangenen Unrechtes willen die Ahndung — was geschehen ist, könnte man ja doch nicht ungeschehen machen — sondern um der Zukunft willen, damit ein andermal weder der Betreffende selbst noch sonst einer, der seine Bestrafung gesehen hat, Unrecht tue“: ungefähr so begründet Protagoras bei Platon (S. 324) eine noch heute verbreitete, freilich auch umstrittene Theorie des Strafrechtes. Aber nicht genau so steht es dort, sondern schöner, unmittelbarer: „damit er ein andermal kein Unrecht tue, weder er selbst noch sonst einer, der gesehen hat wie dieser bestraft wurde.“

Sokrates schätzte die Bücher nicht hoch: man meine, sie sprächen wie vernünftige Wesen; wenn man sie aber nach etwas von dem, wovon die Rede sei, frage, so heiße es nur ebenso und immer wieder ebenso; solche Belehrung sei nur ein Schattenbild der echten und wahren, die durch das lebendige Wort des kundigen Mannes in die

Seelen der Hörer geschrieben werde (Phädrus 275/6). Auch von dieser Seite her ist es zu verstehen, daß Platon die Lehren seines Meisters, und was er selbst aus ihnen entwickelt hat, in Form von Unterhaltungen vortragen läßt. An der jugendlichen Kraft der Sprache darin erquiden wir uns, wenn der papierne Stil des eignen Zeitalters uns müde gemacht hat. Einigermassen ist dies doch ein Vorzug der griechischen Literatur überhaupt, daß sie, auch in ernster Prosa, den Zusammenhang mit dem wirklichen Sprechen treuer bewahrt hat als die unsre. Viel dazu beigetragen hat der starke Anteil, den am Leben des Volkes die Ausübung der Redekunst allezeit gehabt hat. Und dann darf man den Zeitunterschied nicht vergessen: die Griechen standen dem Anfang literarischer Betätigung, da diese sich von der mündlichen Rede abzweigte, sehr viel näher als wir, zumal die des fünften und vierten Jahrhunderts. Bei den Späteren macht sich die erstarrende Wirkung fortgesetzten Schriftgebrauches doch schon deutlich bemerkbar. Jenes „aber . . . denn“ (*ἀλλὰ γάρ*), das in einer aus Gebärden und Worten gemischten Sprache entstanden war, wurde allmählich so abgeschliffen, daß es zusammengerückt wurde wie *atenim* und nicht mehr bedeutete als einfaches „aber“. Doch das ist ja schon bei Xenophon kaum anders; der weitergehenden Unursprünglichkeit des hellenistischen Griechisch ist an seiner Stelle gedacht worden. Das des Polybios lieft sich stellenweise wie Altendeutsch. Auf Scipio Aemilianus kommt er zu sprechen und nimmt dies zum Anlaß, die Entstehung seiner „Freundschaft mit dem Vorgenannten“ (*πρὸς τὸν προειρημένον*) zu erzählen. Auch dergleichen soll man nicht schelten, sondern als natürliche Stufe in einer Entwicklung zu verstehen suchen.

4. Die Ausgeglichenheit der Schriftsprache konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf einen Vorgang, der freilich schon früh begonnen hatte: die allmähliche Schematisierung des Formenbaus. Je höher der Zeit nach wir hinaufgehen, desto mannigfaltiger erscheint er. Nicht daß es an Gesetzmäßigkeit fehlte. Das System des Verbumbis, jede Form gewissermaßen eine Funktion von fünf veränderlichen Größen — Genus, Tempus, Modus, Numerus, Person — ist innerhalb des Griechischen etwas Ursprüngliches. Aber nicht jedes Verbumbis hat alle Formen hervorgebracht. Von einem Wortstamm, der schnelles Erblicken bedeutete, konnte kein Tempus der Dauer (Präsens), von dem Begriff des ruhigen Schauens kein Aorist, der den Eintritt

einer Tätigkeit ausdrückt, gebildet werden. Bekannt ist der Reichtum der deutschen Jägersprache: Rute, Lunte, Wedel, Blume (beim Hasen), Schweif bezeichnen alle dasselbe Körperglied; in vertrautem Verkehr mit der Tierwelt stellten individuelle Beobachtungen sich ein und wurden festgehalten. Auch der Landmann hat für dasselbe Tier die verschiedensten Namen, je nach Geschlecht und Alter, und würde sich mit dem Zoologen schwer verständigen können, der — auf einer höheren Stufe des Erkennens — das Gemeinsame der Art ins Auge faßt und benennen muß. Jene Frische des Beobachtens und Aussprechens war nun in ältesten Zeiten überall in der Sprache wirksam. Ein so allgemeiner Begriff wie „gut“ ist kein ursprünglicher, sondern aus „stark, edel, vorteilhaft“ u. a. zusammengelassen, wovon im Griechischen ebenso wie im Deutschen und Lateinischen die verschiedene Herkunft der Komparationsformen noch Zeugnis ablegt. Der wichtige Vorgang des Essens konnte so oder so aufgefaßt werden, als Kauen oder Verschlucken, als Vertilgen, Genießen, Hungerstillen; daher ist es nicht zu verwundern, wenn die Griechen das Futurum aus einer andern Wurzel entwickelt haben als die erzählende Form, und wieder mit einer Modifikation des Stammes die, welche das Noch-nicht-vollendet-sein beschreibt (Imperfektum und Präsens). In der fürs Lernen hergerichteten Grammatik sind die begriffsverwandten Formen, wo es anging, zu einem Paradigma vereinigt, wo es nicht anging, als „Defektiva“ hingestellt worden. Ein übler Name, der wie Tadel klingt; und doch liegt hier kein Mangel vor, sondern ein Reichtum.

Nicht besser gegangen ist es denjenigen Formen, die man zu unregelmäßigen gestempelt hat, weil sie urwüchsige Eigenart bewahrt haben. Das Besondere der Verba auf μ , zumal der kleineren, besteht darin, daß sie den Wortstamm ohne irgendwelche Zurechtmachung mit der Endung verbinden. Sind solche Bildungen dann im Laufe der Zeit durch häufigen Gebrauch lautlich abgeschliffen, so nehmen sie sich allerdings oft wunderbar aus. Die Sprache selbst empfand dergleichen als störend und zog es mehr und mehr vor, mit leicht verwendbaren Ableitungsilben neue Verba zu produzieren, die sich ohne Anstoß durch alle Tempora und Modi durchkonjugieren ließen. Die Zurückdrängung der starken Flexion durch die schwache ist ja aus dem Deutschen bekannt. So überwiegen im späteren Griechisch die im Grunde unechten Verba auf $\acute{\omega}$ $\acute{\epsilon}\omega$ $\acute{\omicron}\omega$

ἀξω ἕω εὔω, nach deren Typus man von jedem Nomen ein Verbum herleiten konnte; was aus eigener Kraft erwachsen war, stand nun als „Ausnahme“ da, wie wenn es der Entschuldigung bedürfte. Vollends dem Fremden, der die Sprache erlernen will, ist es willkommen, wenn die Mannigfaltigkeit zu übersichtlichem System sich ordnet; daher zunächst in der Schule der Gang zum Regelmäßigen, daher noch in der Erinnerung — bei Erwachsenen, sofern sie auf dem Tertianerstandpunkte verharren — der Grimm gegen alles, was „Anomala“ heißt. Wer sich ein wenig liebevoll in die Geschichte solches knorrigen Wachstums versenkt, lernt die ursprüngliche Kraft schätzen, die da am Leben geblieben ist — genau wie bei einem Menschen, der sich der Regel nicht fügt, weil er nicht nach der Schablone gebildet ist, dessen inneres Gesetz man zu verstehen suchen muß, wenn man mit ihm fertig werden will.

Übrigens hat die fortschreitende Zeit nicht nur Gleichförmigkeit auferlegt, sondern auch Unterscheidungen hervorgerufen. Hier ist wieder einmal Gelegenheit, den Fehler zu vermeiden, daß wir meinen, die Dinge seien in der Reihenfolge entstanden, in der wir sie kennen lernen. Das griechische Medium erscheint dem, der zuerst an die Sprache herankommt, wie eine Zugabe zu der, wie er es empfindet, naturgemäßen Zweifelt von Aktiv und Passiv. In Wirklichkeit hat sich aus der bunten und schillernden Fülle von Modifikationen der Bedeutung, wie sie der dem Aktiv gegenüberstehenden Formengruppe zukamen, sehr allmählich die, welche uns so selbstverständlich vorkommt, herausgehoben: Gegenstand und nicht Ausführender, Objekt statt Subjekt der Handlung zu sein. Spät erst sind die Sprechenden zum Bewußtsein der Besonderheit und inneren Verwandtschaft dieser Art von Anwendung eines Verbalbegriffs gelangt. Das lehrt schon ein Blick in das Paradigma: das griechische Passiv hat gar keine eignen Formen, sondern muß sich mit dem behelfen, was die beiden andern Genera ihm geliehen haben. So steht es viel mehr in der Mitte als das freilich schon von den Alten so genannte Medium. Zur Ausstattung des neuen Typus beizutragen war auch das Aktiv bereit: fallen zu werfen, sterben zu töten, stehen zu stellen, verhalten sich wie leiden zu tun, sind also natürliche Vertreter einer passiven Bedeutung. Auf diesem Wege ist der ganze Morist des Passivs, der ja aktivische Endungen hat, entstanden, von ihm dann weiter — bei Homer noch kaum beginnend — ein Futur

wieder nach medialer Weise hergeleitet worden. In einer Zeit, da man schon auf das achtete, was und wie man sprach, war zu wirklicher Neubildung die schöpferische Kraft nicht mehr lebendig: eine vernehmliche Mahnung an diejenigen, die heute, fast drei Jahrtausende nach Entstehung des griechischen Passivums, mit eigenem Verstand und Willen eine ganze Sprache zu machen sich zutrauen.

Legt man die Schneide eines scharf geschliffenen Messers unter das Mikroskop, so erscheint sie rauh und schartig; die gekreuzten Coconfäden im Fernrohr behalten auch in der Vergrößerung ihre Glätte. Erst neuerdings ist die Technik dahin gelangt, aus geschmolzenem Quarz künstliche Fäden herzustellen, die dasselbe noch vollkommener leisten. Daß auch im geistigen Gebiete die feinsten Gesetzmäßigkeiten von alters her die sind, welche die Natur selber hervorgebracht hat, ist man leicht in Gefahr zu vergessen; die Sprache erinnert daran. Mit unendlicher Arbeit bemühen sich Gelehrte, die Grundbedeutung eines Modus, wie Konjunktiv und Optativ, oder einer Zeitform genau abzugrenzen; Bücher werden darüber geschrieben, aber noch ist es nicht gelungen das Empfundene scharf in Worte zu fassen: und doch ist ein inneres Gesetz da! und ist wirksam gewesen, unbewußt. Der Aufbau der Formen, an denen diese Unterschiede zum Ausdruck kommen, ist von Menschen erzeugt worden, die von Grammatik nichts ahnten. Dem Naturtriebe vergleichbar, durch den die Biene ihre sechskantigen Zellen baut, ist der Sprachinstinkt; Reflexion macht ihn irre. Seine grundlegenden Schöpfungen gehören einer Zeit an, als der Mensch noch nicht zum Denken erwacht war. Je mehr das geschah, desto mehr mußte sich die Sprache gewöhnen, ihr Gebiet nur noch durch Übertragung zu erweitern.

5. Heraclit verehrte das Walten der strengen Göttinnen, wo heute die Wissenschaft ein Gesetz kosmischer Mechanik erkennt; was Parmenides dem Einfluß eines die Welt beherrschenden Dämons zuschreibt, erklären jetzt die Gelehrten als unpersönliche Wirkung einer Kraft, die zur Zeugung treibt und das Leben fortpflanzt. Dieses Unterschiedes, dieses Fortschrittes erinnern wir uns aus dem vorigen Kapitel. Aber sind „Gesetz“ und „Kraft“ im Grunde weniger bildlich gedacht? Auch diese Namen beruhen auf dem Versuche, die leblose Natur durch das Gleichnis der beseelten, die Veränderungen, die sich in ihr vollziehen, nach Analogie des eignen, menschlichen Tuns zu begreifen. So reihen sie sich den Zeugnissen dafür an, daß

auch das abstrakte Denken einst ein anschauliches war. „Gedankenschnelle, Lichtblick, Aufregung, Gleichgewicht“ sind uns geläufige Metaphern, hervorgegangen aus Gleichnissen, wie sie Homer in voller Sichtbarkeit ausgemalt hat (XV 80. XVI 297. IX 4; oben S. 57). Ansicht und Vorstellung, Voraussetzung und Schluß, Gegensatz und Begriff: alle stammen aus derselben Heimat, dem Reiche der Phantasie. Nehmen wir den abstraktesten Gedanken, Kants große Frage: „Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?“ Keiner der vier Begriffe, die hier verbunden sind, ist anders als auf dem Wege der Übertragung zustande gekommen. Bei dem Vergleich, der ein Körperloses andeuten sollte, wurde dieses unausgesprochen im Hintergrunde empfunden; und das wiederholte sich oft, bis es zuletzt so war, als ob das Unfaßbare unmittelbar bezeichnet wäre. Nach und nach hat so das Geistige sich hervorgearbeitet und seinen sprachlichen Ausdruck gefunden.

Solcher Wandel aber brauchte Zeit; und wo er aufs neue sich vollzieht, ist es immer wieder ein langer Prozeß mit vielen und feinen Stufen des Überganges. Wie es ein oberflächliches und unselbstständiges Denken beweist, wenn jemand bildliche Bezeichnungen, die ein helleres Auge noch erkennt, leicht hin so verwendet, als wären es schon vollendete Abstrakta, so empfinden wir umgekehrt den erfrischenden Hauch eines ursprünglichen Geistes, wenn ein Wort, bei dem wir uns gar nichts mehr dachten, plötzlich und wie von selber sich vor uns auftut. Mit leisesten Mitteln kann das erreicht werden, indem ein schon verblaßtes Bild in eine Umgebung gebracht wird, die ihm gemäß ist, aus der es nun ein Licht empfängt, in dem seine Farben wieder hervortreten. Meister in dieser Kunst war Goethe; und auch in ihm war sie durch die Griechen geweckt worden. Allen voraus gewährt Homer solche Offenbarungen; doch auch bei anderen sind sie bereit, Dichtern wie Prosaisern. Indem Herodot von einem zufällig begegnenden Schiffe sagt *συνεκύρησε κατὰ τύχην παραπεσοῦσα νηὺς* (VIII 87), erinnert er uns, was „Zufall“ eigentlich bedeutet; und noch Polybios erfrischt unsere Vorstellung, wenn wir *τοὺς περιεστῶτας καιρούς* als „Zeitumstände“ wieder erkennen (III 86, 1). Im ganzen ließ mit fortschreitender Entwicklung der Literatur diese Kraft auch bei den Griechen nach. Darauf zum guten Teil beruht ja der einzige Wert, den die Werke ihrer Frühzeit haben, daß an einer jugendlichen Sprache, deren Gedanken wir deutsch nachzudenken suchen, unstre gealterte sich neu belebt. In den Zeiten des Hellenismus und nicht

minder in der ihm folgenden, künstlich archaisierenden Periode zeigt die Gemeinsprache in den Wortbedeutungen einen ähnlichen Zustand, wie er uns als Erzeugnis der modernen Kultur nur allzu vertraut ist. Herodots *ιστορη* ist noch im eigentlichen Sinne „Erkundung, Erforschung“, die Summe dessen was einer gesehen hat; bei Dionys von Halikarnaß, dem Zeitgenossen des Augustus, sind *ιστοριαι* „Geschichten“: er gebraucht das Wort, wo er etwas mitleidig davon spricht, daß Herodot so manche unglaubliche Geschichten in sein Werk aufgenommen habe.

In eben dieser Zeit jedoch erfährt die griechische Schriftsprache wieder einen frischen Zufluß aus der unverbildeten Rede des Volkes; davon sind ein paar Beispiele schon zu Anfang dieses Kapitels vorgekommen. Indem Evangelien und Episteln in die Sammlung des Neuen Testaments eingingen, wurden sie ein Stück Literatur; hervorgegangen aber waren sie aus Kreisen, in denen es keine Schriftsteller gab, sondern schlichte Männer und Frauen, die unbeholfen und urwüchsig ihre Gedanken äußerten. Von der Art, wie dies in Briefen und privaten Aufzeichnungen geschah, haben uns neuerdings, für die Jahrhunderte kurz vor und kurz nach Christi Geburt, Papyrusblätter und Toncherben, die aus ägyptischen Gräbern zum Vorschein kamen, eine unmittelbare Anschauung gegeben. Und von da aus durch Vergleichung das Neue Testament besser zu verstehen hat Adolf Deißmann unternommen. In seinem schönen Buche „Licht vom Osten“ ist nicht nur manche Einzelheit, sprachlich wie sachlich, überraschend erklärt, sondern das gesamte Element volkstümlicher Denkweise wird lebendig, mit dem die erhabenen Gedanken der neuen Religion verschmolzen werden mußten, um ihren Siegeszug durch die Welt anzutreten. Daß es nicht die Gebildeten waren, die dazu mitwirkten, sondern die arbeitenden Schichten, wußten wir auch sonst; aber nun sehen wir es mit Augen. Es ist wie in „jedem andern Frühling auch: der Saft steigt von unten nach oben“.

Das Studium dieses Zusammenhanges mag man besonders den Seelsorgern empfehlen, die doch aufs Volk zu wirken berufen sind, und die hier, bei rechtem Sich-versenken, es innerlich mit erfahren, wie „eine kraftvolle Frömmigkeit sich ihre eignen volkstümlichen Ausdrucksformen schafft“. Unmöglich, durch ängstliche Konservierung dieser Formen die innere Kraft wirksam zu erhalten; sie selbst gilt es zu pflegen, in der Hoffnung daß sie sich immer wieder schöp-

ferisch erweise. Denn das ist doch der tiefere Sinn alles geschichtlichen Studiums, daß der Anblick dessen, was schon einmal geschehen ist, uns helfen soll, die eigne Zeit mit ihrem Suchen und Ringen gerechter zu würdigen (Thukyd. I 22). Wieder ist es das Griechische, das uns — zwar nicht bis zur Quelle, denn Jesus sprach aramäisch —, doch dem Ursprung der Gedanken näher führt. Und der Anteil, den es an der religiösen Begriffsbildung gehabt hat, ist doch nur ein Beispiel der großen Tatsache, daß überall, im sittlichen wie im wissenschaftlichen Denken, die Begriffe, die uns als Handhaben dienen Welt und Leben zu erfassen, von den Griechen stammen und nur mit ihrer Hilfe von innen heraus erfaßt werden können.

Mensch und Staat.

Auch im Sittlichen sind uns die Griechen nicht einfach maßgebend, und könnten es schon deshalb nicht sein, weil der Stoff, aus dem sie ihr Menschentum zu bilden hatten, von unserm nordländischen Wesen so verschieden war. Als höchste Tugend galt ihren Denkern und Dichtern die Besonnenheit, eigentlich „Gesundsinigkeit“ (σωφροσύνη); bei uns konnte das Wort geprägt werden, Freudigkeit sei die Mutter aller Tugenden: jeder rühmt das, was er gern haben möchte. Stärker ist doch die innere Übereinstimmung. Und da zeigen uns die Griechen deutlicher, was auch in unserer Seele vorgeht, weil die Motive bei ihnen offener zutage liegen, und weil bei uns die Fähigkeit unbefangener Beobachtung leicht niedergehalten wird durch die Fülle dessen, was frühere Geschlechter erkannt und ausgesprochen und als Überlieferung aufgeschichtet haben. „Leidenschaft“ sagt mancher wohl hundertmal, ehe ihm die Frage auftaucht, was das Leiden darin bedeute. Der Name ist aus dem Französischen überseht und führt über lat. *passio* zum griechischen πάθος zurück. Die diesen Begriff ins Geistige übertragen und als einen psychologischen geprägt haben, hatten selbst empfunden, daß der Mensch im Affekte nicht frei tätig sondern leidend sich verhält. Wer das einmal sich klar gemacht hat, versteht erst recht, warum beim Redner natürliches Pathos so wohlthuend wirkt: es läßt erkennen, daß er ergriffen ist, daß der Gedanke, der ihn gepackt hat, stärker ist als er.

Das griechische Wort, das wir als „Tugend“ zu übersetzen pflegen, ἀρετή, bezeichnet bei Homer noch deutlich einen körperlichen Vorzug, der Stärke oder Geschicklichkeit, der auch bei Tieren so benannt

werden kann (XV 642. XX 411. XXIII 276); ein davon abgeleitetes Verbum heißt „gut gedeihen“ (8, 329; 19, 114). Etwas vom Boden losgelöst und ins weniger Handgreifliche übertragen bedeutet dann auch ἀρετή selber das Gedeihen, den guten Zustand (13, 45; 18, 133). Ähnlich in dem berühmten Verse Hesiods: τῆς δ' ἀρετῆς ἰδρωτά θεοὶ προπάροιδεν ἔθνηκαν (Werke und Tage 289). Nicht „vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt“, sondern „vor den Wohlstand“, der materiellen Besitz und Ansehen unter den Leuten gleichmäßig umfaßt. Sehr verkehrt wäre es, wenn man sich wundern wollte, daß ernste Männer wie diese beiden alten Dichter den Wohlhabenden für tugendhaft erklärt hätten; einen Begriff „Tugend“ gab es ja noch gar nicht. Vielmehr: in dem Besitz der äußeren Güter sahen auch sie etwas Wertvolles, einen Vorzug, der besonders benannt ward, ἀρετή; und dieser Name wurde weiter benutzt, auch als man allmählich — wovon sogleich noch die Rede sein soll — zu der Erkenntnis durchdrang, daß der wirkliche Wert eines Menschen, das, was dem einen vor anderen einen Vorzug verleiht, in geistigen Eigenschaften gelegen ist. Auch „Eigenschaft“ bedeutete ursprünglich soviel wie „Eigentum“.

Daß in der Odyssee die Freude an Hab' und Gut, die Sorge um den Verlust stark hervortritt, hängt, wie wir gesehen haben, mit dem Gegenstande des Gedichtes zusammen. Einigermassen offenbart sich darin doch auch die Ansicht, die der Dichter selbst vom Leben hat und bei seinen Zuhörern voraussetzt. Wie der verkleidete König einen der Freier, der ihm durch bescheidenes Wesen aufgefallen ist, vor dem allgemeinen Schicksal bewahren will, eröffnet er seine warnende Rede mit einer Anerkennung: „Amphinomos, du scheinst mir recht verständig zu sein; und das hast du wohl vom Vater. Denn ich höre, daß Nisos von Dulichion ein wackerer und wohlhabender Mann ist“ (18, 125 ff.). Haben wir ein Recht über so etwas zu lächeln? Lieber wollen wir zusehen, was der, wie es scheint, unausrottbaren Gleichsetzung von äußerem und innerem Vermögen zugrunde liegt, welches Körnchen Wahrheit etwa doch in diesem Irrtum versteckt ist. Der Reiche kann seinen egoistischen Trieben folgen, ohne anderen zu nahe zu treten; mancher persönlichen Entscheidung steht er unbefangener gegenüber als der, welcher für notwendigen Erwerb arbeitet; durch materielle Unabhängigkeit werden die schlimmsten Gefahren, die der moralischen drohen, im voraus fern gehalten.

Dem entspricht es, daß fast durchweg bei den Alten der Besitz als Grundlage für eine Abstufung politischer Pflichten und Rechte genommen wurde; Solon, einer der sieben Weisen, hat eine solche Verfassung, wenn auch nicht geschaffen, doch gelten lassen. Freilich hat sich die Wirklichkeit, die daraus geworden ist, von dem Ideale mehr und mehr entfernt. Das mag uns mahnen, über die Gesundheit derjenigen unserer Einrichtungen nachzudenken, die von verwandter Art sind.

Der schärfste Unterschied in der sozialen Stellung, den es bei Griechen und Römern gab, war ein uns fremder: zwischen Freien und Sklaven. Wenn eine Stadt erobert war, so gab es weg zu tragen und zu treiben (*φέρειν καὶ ἄγειν*), was lag und was lief (*κειμήλιά τε πρόβατον τε*, Od. 2, 75). Den Hauptteil der Beute bildete wohl in der Regel die zweite Art, alles umfassend, was selber die Beine vorwärts setzen konnte, *τὰ πρόβατα*; und unter den Herden war wieder von eigenem Werte „die mit Menschenfüßen“. *Ἄνδράποδα*, so hießen denn die Sklaven: ein ganzes Kulturbild in dem einen Worte. Als *ἀνδράποδον* auf den Markt zu kommen war dem göttlichen Platon einst beschieden, da er der Gastfreundschaft des älteren Dionysios allzu freimütig vertraut hatte; Freunde kauften ihn für 20 Minen (etwa 1600 Mark), und so war er frei. Vollends in kriegerischen Zeiten konnte der Tag der Anechtschaft jedem erscheinen; und wen er traf, dem nahmen die Götter die Hälfte seines angeborenen Wertes (*ἀρετή*): so läßt Vater Homer es den Hirten sagen, der selbst aus begütertem Hause als Kind entführt und verkauft worden war. Ein furchtbar wahres Wort: Tatkraft und Mut und das Gefühl eigener Verantwortung gehen dem verloren, der in abhängiger Stellung schaffen muß. Im Wohlgefühl einer Zivilisation, die alle Menschen vor dem Gesetze gleich macht, blicken wir heute auf Zeiten der Sklaverei zurück; ist, dem Altertum gegenüber, der Stolz ganz berechtigt? In der Tat, grobe körperliche Arbeit wird, offiziell wenigstens, besser gewürdigt, ein Erfolg der Lehre Jesu, die zuerst bei dem arbeitenden Volk Aufnahme suchte und fand. Und wie sie das irdische Tagewerk der Mühseligen und Beladenen innerlich adelte, gab sie jeder armen Menschenseele einen in die Ewigkeit reichenden Wert. Beide Errungenschaften kann die Menschheit nie wieder ganz verleugnen. Aber einen Grundsatz bekennen und ihn befolgen ist nicht dasselbe. Mehr auf sich selber ge-

stellt sind heute die einzelnen, doch auch mehr sich selbst überlassen. Dem Gewinn an bürgerlicher Freiheit steht für die Angehörigen der arbeitenden Klasse ein Verlust gegenüber an Sicherheit des Versorgtheins. Bei den Alten lag es im eignen Interesse des Herrn, seine Sklaven gut zu halten. Oft mag es trotzdem anders gewesen sein; aber zahlreiche Proben kennen wir eines schönen Verhältnisses zwischen Herrschaft und Gefinde, von Eumaios und Dolios in der Odyssee bis zu dem Bilde, das Horaz malt, wie zum Feierabend die Hausflaven sich am Herd um den Herrn versammeln, um zu essen und zu trinken und an zwangloser Unterhaltung teilzunehmen (Epod. 2, 65. Sat. II 6, 66). Für so patriarchalische Gewohnheiten bleibt im Rahmen des modernen Wirtschaftslebens immer weniger Raum.

In einem aber, und das ist doch wohl die Hauptsache, stimmen auf diesem Gebiete Gegenwart und Altertum überein: hier wie dort eine hohe Blüte materieller und auch geistiger Kultur, die nur dadurch ermöglicht wird, daß Tausende und Millionen von Menschen in hartem Tagewerke sich abmühen, um Güter erwerben zu helfen, an deren Genuß sie selber keinen Anteil haben. Gegen diese Tatsache dürfen wir die Augen nicht verschließen; sie soll uns alle bescheiden und demütig machen in dem Gedanken, daß jene Unglücklichen für uns arbeiten. Vor allem aber sollte die kleine Zahl derer, die den aufreibenden Sorgen ums Dasein ganz entrückt sind, aus solcher Besinnung den Ansporn entnehmen, das bevorzugte Loß, das ihnen gefallen ist, nur zu Eblem zu verwenden. Und in dieser grundlegenden Beziehung können wir wirklich von den Griechen etwas lernen.

Vielseitige Ausbildung des Körpers wie des Geistes war eine Frucht des Freiseins von Berufsgeschäften, dessen sich der wohlhabende Mann erfreute. Wie sehr die Pflege der Wissenschaft dem uneigennütigen Triebe nach Betätigung überlassen blieb, davon zeugt noch immer der seltsam verschobene Tatbestand, daß die Stätte, an der man sich heute vorzugsweise mit Wissen und Lernen beschäftigt, von wo aller Müßiggang verbannt wird, doch von der Muße ihren Namen bekommen hat: Schule, schola, σχολή. Wissenschaft oder Kunst berufsmäßig auszuüben galt noch zu Perikles' Zeit für etwas, das den Wert eines Mannes herabdrückte: daß er selbst mit Künstlern und Gelehrten wie mit seinesgleichen verkehrte, wurde ihm genugsam verdacht; daß die Sophisten für die

Mitteilung von Wissen Geld nehmen, war für Sokrates eine unerhöpliche Quelle des Spottes. Eine tiefe Wahrheit lag doch in diesem Empfinden, dem Aristoteles einmal zugleich klaren Ausdruck und Begründung gegeben hat: „Es macht einen großen Unterschied, weswegen man die Wissenschaft betreibt: für sich selbst oder für Freunde oder um sich zu vervollkommen, das ist eines freien Mannes nicht unwürdig; wer aber dasselbe um andrer willen tut, kann leicht den Eindruck einer handwerksmäßigen und unfreien Tätigkeit hervorrufen“ (Politik VIII 2). So ist es noch heute: die an sich edelsten und menschenwürdigsten Beschäftigungen können leicht, wo sie das ganze Leben eines Mannes ausfüllen und gar der Erwerbung des Unterhaltes dienen, schädlich wirken und zum Banauischen hinabziehen, während sie ihre reinigende und befreiende Kraft an denen bewähren, die nur bis zu einem mäßigen Grade und ohne den Gedanken an eine Verwertung sich ihnen hingeben. Daß Geistliche durch die Religion und Lehrer des Griechischen durch Sophokles und Platon nicht schlechthin zu den edelsten Menschen gemacht werden, findet hier seine Erklärung. Es ist der alte Gegensatz zwischen *φιλόσοφος* und *σοφιστής*, dem Freunde geistiger Tätigkeit und dem berufsmäßigen Verwalter eines Schatzes an Wissen und Lehre. Was Erziehung und Selbstbildung aus dem einzelnen gemacht hatte, gehörte dem Staate: von dieser Gesinnung haben die Marathonkämpfer so gut wie Leonidas und die Seinen glänzende Beweise gegeben. Man begreift den Stolz der Sieger, die sich als Hellenen den Fremden, deren Sprache sie nicht verstanden (*βάρβαροι*), geistig und sittlich überlegen fühlten. Andererseits hat der Kampf gegen die Perser, indem er die Griechen mit der Welt des Ostens in nähere Berührung brachte, ihnen eine Ahnung erweckt von orientalischer Zauberpracht und Machtfülle, durch den Kontrast ihren Blick geschärft für die Schranken der eignen Lebensformen. Das Geschlecht, das nach den Perserkriegen herantwuchs, zeigt die Folgen dieser Erweiterung des Gesichtskreises: Ungenügsamkeit im Denken wie im Genießen. Die aufrührende Tätigkeit der Sophisten hat auch von dieser Seite her Förderung erfahren.

Einen Vollblut-Athener, den er Kallikles nennt, läßt Platon im Gorgias die Grundsätze einer — damals wie heute — modernen Moral entwickeln. Für sich und seinesgleichen erhebt er den Anspruch, zu den Regierenden im Staate zu gehören, damit er die Mög-

lichkeit habe, Unrecht, das man ihm zufügen wolle, abzuwehren, selbst aber, wenn es darauf ankomme, anderen Unrecht zu tun. Gesetze seien eine Erfindung der Schwachen und der Vielen. Dem Starken gebühre es, mehr zu haben als jene; und darin beruhe das Glück des Lebens: daß man seinen Trieben freien Lauf lasse und imstande sei sie zu befriedigen (Gorg. 491/2). Der Anklang an die Melodie vom Sich-Ausleben der Persönlichkeit ist kein zufälliger: Niessche war ein Schüler der Sophisten. Einem Jüngling, der heute auf dem Wege wäre ihm zu folgen, kann es geradezu eine Erleuchtung und Befehung werden, wenn er diese Gedanken schon vor 2300 Jahren rücksichtslos ausgesprochen und mit überlegener Ironie widerlegt sieht, von Sokrates, der kraftvoll für die Überzeugung eintritt, daß es besser sei Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun. Das ist keine Sklavenmoral, wie Kallikles meint (483 B), der darüber spottet, daß der andre es ruhig hinnehmen würde, wenn ihm jemand einen Badenstreich gäbe (486 C). Ihn umzubringen hat Sokrates die verblendete Menge nicht gehindert, so wenig wie Jesus — es ist das Los der Irren, daß sie den Arzt erschlagen —; die eigne Persönlichkeit aber hat niemand erfolgreicher behauptet als er. Der Tod, den er erlitt, war der Sieg seiner Lehre.

Ein Anteil an dem Verdienste der Lehre selbst gebührt doch auch hier seinen Gegnern. Daß Wissen Macht gibt, hatte man durch Taten erfahren. So machte sich mehr und mehr die Erkenntnis geltend, die bei Homer noch nicht erwacht war, daß der eigentliche Grund dessen, was an einem hervorragenden Manne bewundert wird, in seinem Innern liege. In welchen Eigenschaften? — das war so recht eine Frage für ein Zeitalter der Reflexion. Offenbar in der Fähigkeit, andre zu beeinflussen und so die Güter zu erwerben, die das Glück des Lebens ausmachen. Die *ἀρετή* ist nicht etwas Angeborenes wie der Adel des Bluts, sondern ist ein Wissen und folglich lehrbar: so verkündete Protagoras. Auf dieser Überzeugung beruhte die ganze Wirksamkeit der Sophisten, die ja darauf ausging, durch ihren Unterricht jüngeren Männern die Mittel zu verschaffen, durch die man zu Ansehen und Herrschaft gelange. Und „Tugend ist Wissen“ lehrte auch Sokrates; aber die Worte hatten bei ihm anderen Sinn. So kommt es, daß in einem der platonischen Dialoge, die sich mit dieser Frage beschäftigen, scheinbar denselben Satz zuerst Protagoras aufstellt und Sokrates belächelt, zum Schluß um-

gekehrt Sokrates behauptet, der andre fallen lassen muß (Protag. 323/4. 361). Wieder wäre es ein wohlfeiles Vergnügen, auf die Sophisten zu schelten, daß sie die Geschicklichkeit im Erwerben äußerer Güter für Tugend ausgegeben hätten. In dem langen Prozeß, durch den sich dieser Begriff, wie wir ihn heute kennen, herausgebildet hat, bedeutet das Auftreten der Sophisten einen wesentlichen Schritt vorwärts; sie sind es gewesen, die den Gedanken des persönlichen Menschentwertes ins Geistige gezogen, und erklärt haben: das Entscheidende liegt in dem, was einer weiß und denkt. In dieser Grundansicht blieb Sokrates mit ihnen einig. Welches Wissen nun aber das höchste und erstrebenswerte sei, darüber entbrannte der Kampf.

Sokrates war überzeugt, daß es nur das Wissen vom Guten sein könne, und bemühte sich diesen Begriff klar zu machen. Zu dem Zwecke mußte er Empfindungen ans Licht ziehen und in Vorstellungen zu verwandeln suchen, die, ihm selbst unbewußt, in seinem Innersten von Natur schon wirksam waren. Darin, daß er das eigne Seelenleben beobachtete und zergliederte, glich er noch den Sophisten. Von ihnen hat Euripides gelernt, wenn er seinen Orestes auf die Frage, welche Krankheit ihn quäle, antworten läßt: „Das Bewußtsein, daß ich selber mich als Frevler weiß“ (396). Was Sokrates empfand, war doch etwas ganz Eigenes. Er vernahm eine leise Stimme, die ihn zwar nie zu etwas antrieb, wohl aber manchmal von dem, was er zu tun im Begriffe war, zurückhielt, und in der er nach den Erfahrungen eines langen Lebens etwas Göttliches (*δαμόνιον*) erkennen mußte (Platon Apol. S. 31. 40). Indem er sich auf dieses innere Orakel auch ändern gegenüber berief, gab er dem Vorwurfe Nahrung, daß er neue Götter einführe. So ganz falsch war das nicht; um etwas Neues handelte es sich hier wirklich. Wie der Dichter einen Zusammenhang in Lebensschicksalen, der Künstler eine Form oder Farbe in der Natur, die längst schon vorhanden, aber noch von keinem erkannt waren, zum ersten Male beachtet und, indem er sie darstellt, auch für andere wahrnehmbar macht, so hat Sokrates den Griechen, und allen die ihre Schüler geworden sind, das Gewissen entdeckt. Zu der Klarheit im Erkennen jeder Pflicht gesellte sich bei ihm eine zweite Eigenschaft, die ihn noch stärker aus der Menge heraus hob, die Selbstverständlichkeit, mit der er immer das, was er für recht hielt,

auch tat. Einen Kampf gegen widerstrebende Triebe gab es für diesen kerngesund, jeder sinnlichen Erregung unzugänglichen Menschen nicht; in die Natur eines Paulus, der die Schwäche des Willens in erschütternden Worten bekennt (Röm. 7, 19f.), hätte sich Sokrates nicht hineinempfinden können. Daß jemand wesentlich unrecht tun könne, schien ihm undenkbar. So ist es kein Wunder, daß für ihn alle sittliche Tüchtigkeit in der Einsicht beschlossen war.

Deren Herrschaft verlangte er auch im Staatswesen. Damit trat er freilich in scharfen Widerspruch zu seiner Umgebung; denn in der vollendeten athenischen Demokratie wurden die Beamten durchs Los bestimmt. Ganz so unsinnig, wie es uns erscheint, war dieses Verfahren nicht; bei der vielseitigen und gleichmäßigen Ausbildung, die allen Bürgern zuteil wurde, ließen sich in der Tat die Eigenschaften, deren es in geordneten, friedlichen Verhältnissen — die Strategen wurden ja gewählt — zur Verwaltung gemeinsamer Angelegenheiten bedurfte, einigermaßen bei jedem voraussetzen. Und daß die Ausübung der politischen Rechte nicht Sache einer technischen Fertigkeit sein solle, ist im Grunde ein gesunder und schöner Gedanke. Erst die gesteigerte Arbeitsteilung einer immer mehr sich entwickelnden und verwickelnden Kultur hat es dahin gebracht, daß Regieren eine Berufstätigkeit ist wie Häuser bauen und Kranke heilen. Indem Sokrates dies als notwendig erkannte, strebte er seiner Zeit voraus. Heute aber und bei uns, wo sein Wunsch in dieser Beziehung so ziemlich erfüllt ist, wächst im stillen und allmählich lauter das Verständnis dafür, daß eine auf der abstrakten Grundlage des reinen Verwaltungsgeschäftes sich aufbauende Beamtenchaft den mannigfaltigen Bedürfnissen des wirtschaftlichen und geistigen Lebens einer Nation auch wieder nicht gerecht wird. Sie kann kaum der Versuchung widerstehen, sich als eine eigne Welt, ja als die eigentliche Welt zu fühlen. So möchte man heute einen zweiten Sokrates wünschen, der an unsten Einrichtungen ebenso scharfe und positive Kritik übte wie er einst an denen der Athener. Vor dem Giftbecher wäre er ja wohl sicher; aber eine Speisung im Prytaneion würde auch ihm schwerlich zuteil werden.

Vielleicht waren die Gegner des wunderbaren Mannes doch nicht völlig im Irrtum, wenn sie in seinem Wirken auf die Jugend eine Gefahr zu sehen meinten. Gewiß, auf dem Schlachtfeld, in der Volksversammlung, im Gefängnis hat er den Gesetzen des Staates voll-

kommensten Gehorsam geleistet und hat so, was er theoretisch forderte, durch Tat und Leiden bekräftigt. Aber indem er das Mittel, durch das sonst ein Lehrer sich Anhang schafft und fest verbindet, die Autorität, ausdrücklich ablehnte, verzichtete er zugleich auf dasjenige Motiv, dessen die meisten Menschen doch wohl bedürfen, um in ihrem Willen bestimmt zu werden. Wer die Gebote der Sittlichkeit in freier Diskussion zu beweisen unternahm, gab die prinzipielle Möglichkeit zu, daß sie auch widerlegt werden könnten. Jeder große Erzieher ist ein Befreier; und jede neue Freiheit bringt Unruhe und Kampf, ehe sie recht ertragen werden kann. Sokrates' Zeitgenossen sahen nur den Boden, der aufgewühlt war, nicht den feinen Samen, der zu späterem Wachstum darein versenkt wurde. Xenophon Kritias' Alkibiades, aus dem Kreise der unmittelbaren Schüler, gaben bedenkliche Proben, wohin es führen konnte, wenn die Grundgedanken der vaterländischen Verfassung durch voraussetzungslose Prüfung erschüttert wurden.

Der wiederhergestellten Demokratie stand auch Platon feindlich gegenüber. Wie hätte er sonst auf den Versuch hoffen können, mit Hilfe der Tyrannis in Syrakus eigne politische Ideale zu verwirklichen? In seinen Schriften bedeutet die stärkste Abkehr von athenischer Rechtgläubigkeit der wiederholte Angriff, den er gegen die großen Staatsmänner der Vergangenheit, in erster Reihe Themistokles und Perikles, richtet (Menon 93/94, noch schärfer Gorg. 503. 515/16). Wie wenig sie das Volk richtig zu führen verstanden hätten, gehe daraus hervor, daß es sich zum Schluß gegen sie selber empört und sie gestürzt habe; nicht anders, als wenn ein Reiter ein friedliches Tier übernehme und nach längerem Gebrauche sehen müsse, daß es störrisch und wild geworden ist. Perikles hat die Stadt mit schönen Tempeln und Anlagen geschmückt; die Bürger aber waren, da er zu reden aufhörte, schlechter, als da er anfing: das ist richtig. Platon, der den Zusammenbruch der Großmachtpolitik erlebt hat, sah in ihrem Führer nur den Verderber des athenischen Volkes. Wir dürfen fragen: war, was er vollbracht hat, vielleicht doch des Preises wert, der dafür gezahlt wurde? Noch ragen auf der Burg von Athen Denkmale seiner Schöpferkraft. Jammervoll zerstört durch Torheit und Frebelmut der Menschen; aber auch von den Trümmern gilt, was einst von den unverfehrten Werken gesagt wurde: es blüht an ihnen etwas wie ewige Jugend, die unberührt von der Zeit den Anblick erhält, als ob immer quellender Atem und

eine nicht alternde Seele ihnen eingepflanzt wäre. — Und nicht bloß Bauten und Bilder aus Stein geben Zeugnis von einer Herrlichkeit, die doch einmal gewesen ist: εἰ ποτ' ἔην γε.

Für das Verhältnis des Volkes zu tonangebenden Staatsmännern ist uns geläufiger als das eben erwähnte Gleichnis von Pferd und Reiter ein anderes: Herr Demos, von Sklaven bedient, die mit Schmeichelnworten und Gaben wetteifernd nach der Gunst des Launenhaften haschen. Doch die „Mitter“, in denen Aristophanes dieses Bild geprägt hat, sind im Jahre 424 erst aufgeführt, fünf Jahre nach Perikles' Tode, als Schwächere vergebens versuchten den Platz des großen Mannes auszufüllen. Er selbst, der Unbestechliche, „behauptete sich beim Volke als freier Mann und war nicht Geführter statt Führer, weil er nicht, um auf unerlaubtem Wege den Einfluß zu gewinnen, immer nach dem Munde reden mußte, sondern, da er ihn auf Grund anerkannten Wertes besaß, auch einmal etwas Unangenehmes ins Gesicht sagen durfte. So ergab sich: dem Namen nach eine Volksherrschaft, in Wirklichkeit ein Regiertwerden durch den ersten Mann“ (Thuf. II 65). Das klingt, als sollten Gegensätze zur Einheit gebracht sein; und nichts Geringeres war hier geleistet. Alles Große und Schöne im Leben beruht ja im Grunde auf solcher Vermählung (vgl. S. 42). „Wir pflegen die Kunst ohne Verschwendung und verbinden wissenschaftliche Bildung mit kriegerischer Tüchtigkeit“: so durfte Perikles selbst es rühmen in seiner Gedächtnisrede auf die Gefallenen des Jahres 431. Freilich ist, was bei solcher Gelegenheit gesagt wird, kein authentisches Zeugnis der Wirklichkeit; obendrein hat er die Rede schwerlich so gehalten, wie wir sie lesen: Thukydides legt sie ihm in den Mund. Dieser selbst aber war ja von fürstlicher Herkunft, von Haus aus also und nicht minder durch sein Lebensschicksal ein Gegner des Demos; wie sehr mit eignen Augen er die Dinge sah, zeigt sein Urteil über die Tyrannis in Athen und über die, welche sie gestürzt haben (VI 54): was er zum Lobe des Führers der Demokratie sagt, hat also volles Gewicht, und was er ihn, auch bei festlichem Anlasse, sagen läßt, wird nicht allzu weit von der historischen Treue abweichen. Während spartanische Sitte den einzelnen an strenge Formen band, die Tore der Stadt geschlossen hielt, den Erziehungsgang der jungen Bürger ausschließlich im Hinblick auf den Staatsdienst ordnete, durfte in Athen im täglichen Leben jeder es halten, wie er wollte, von aus-

wärts Zuziehende, die neue Gedanken mitbrachten, waren willkommen, und der politischen und militärischen Ausbildung blieb alles, was man Drill nennen könnte, fern: trotzdem haben — dessen wurde schon gedacht — athenische Hopliten ebenso tapfer gefochten wie lakedämonische; und die Haltung der Stadt in den ersten Jahren des großen Krieges gab eine starke Probe von politischer Zucht und Entschlossenheit.

In dem glänzenden Bilde reichen und freudigen Lebens, das Perikles in der Grabrede entrollt, berührt uns fremdartig der Zug, der den Frauen gewidmet ist. „Unter die natürliche Stellung nicht herabzusinken, der Ruhm ist groß für euch, und wenn von einer möglichst wenig in Lob oder Tadel unter dem Männervolk zu hören ist“: nur eine Warnung, und keine freundliche. Der Gedanke entsprach aber wohl der tatsächlichen Schätzung der Frauen in jener Zeit, aus der — sicher kein Zufall — Xanthippe und Aspasia die bekanntesten sind. Wie anders bei Homer! Penelope, Arete, Hekabe, Andromache könnten römische Matronen sein. Ein Zeichen, wie hoch die Kultur stand, aus der das Epos erwachsen war, die dann, ehe die geschichtliche Zeit der Griechen begann, zerstört wurde.

Unter gegebenen Verhältnissen das Höchste zu schaffen hatte Perikles vermocht; frei, aus Begriffen das Ideal einer staatlichen Gemeinschaft in Gedanken aufzubauen unternahm Platon, nachdem er die Hoffnung hatte aufgeben müssen, als Ratgeber eines Mächtigen praktisch zu wirken. Würdigung weiblicher Eigenart suchen wir auch bei ihm vergebens. Den Zusammenhang der Familie will er zerstören, indem nicht nur die Erziehung sondern auch die Erzeugung der Kinder unter staatliche Obhut genommen und durch Dazwischentreten der Behörden dafür gesorgt werden soll, daß eine Mutter, die einem Neugeborenen die Brust gibt, nicht weiß, ob es ihr eignes ist oder ein fremdes (Staat V 9, S. 460). Schwächliche oder verkrüppelte Kinder auszusetzen war in Sparta ein vorgeschriebenes, überall bei den Griechen ein vielfach geübtes Verfahren; mit diesem Gebot brachte also Platon, der es übernahm, für seine Zeitgenossen nichts Unerhörtes. Aber auch spartiatische Zucht ließ die Knaben bis zum siebenten Jahre dem Elternhaus und also der Mutter. Der Vergleich macht erst recht deutlich, wie rücksichtslos der ernste Denker alle individuellen Regungen dem Interesse der Gesamtheit unterordnete. Mit Spott oder Entrüstung sind seine Gedanken nicht abgetan. Es liegt doch etwas Richtiges darin, daß, wenn bei Pferden

und Kühen, bei Hühnern und Hunden, überall auf Stärkung und Veredlung der Rasse hingearbeitet wird, das Menschengeschlecht wohl einer ähnlichen Fürsorge wert wäre (V 8, S. 459). Neuerdings erst sind Probleme dieser Art wieder hervorgetreten, nachdem lange Zeit der Stolz auf unsre hoch entwickelte medizinische Wissenschaft sie ganz in den Hintergrund gedrängt hatte. Auch in den kaum Lebensfähigen sucht man heute das Leben zu erhalten, und wenn sie herangewachsen sind, hindert sie niemand, sich fortzupflanzen und in ihren Kindern der Heilkunst erhöhte Aufgaben zu stellen. Gewiß ist es unendlich schwer, die Stelle zu finden, wo der Betätigung dieser Kunst um des allgemeinen Besten willen eine Grenze gesetzt werden müßte; aber wie wenige erkennen auch nur die Pflicht, danach zu suchen? Vollends, ins Geistige übertragen, läßt sich diese Betrachtung praktisch verwerten: Schutz der Schwachen ist ein Leitmotiv unseres Erziehungswesens, während Auslese der Starken dem Staat und der Gesellschaft not täte.

Daß zu Platons Politik auch eine pädagogische Theorie gehört, hängt mit seiner Grundauffassung vom Wesen des Staatsmannes zusammen: auch in ihm sieht er einen Erzieher. Daher jener Vorwurf gegen Perikles, daß die Athener durch seine Wirksamkeit nicht besser geworden seien. Das Unglück, das aus schlechter Staatsverwaltung für die Menschen entsteht, wird dann erst aufhören, wenn entweder die Denker und Forscher (*οἱ φιλόσοφοι*) zur Regierung kommen oder die Regierenden aufrichtige Denker und Forscher werden (V 18, S. 474). Für seinen Idealstaat entwirft deshalb Platon ein System von Einrichtungen, wonach die besten derer, die 50 Jahre alt und darüber sind, zu Regenten bestellt werden, doch nicht zu ununterbrochener Herrschaft, sondern so, daß sie den größten Teil ihrer Zeit der Wissenschaft widmen und nur zwischendurch, abwechselnd wie an jeden die Reihe kommt, die Geschäfte führen, als eine zwar nicht schöne, doch notwendige Leistung (*οὐχ ὡς καλόν τι ἀλλ' ὡς ἀναγκαῖον πράττοντες*; VII 18, S. 540). — Unausführbar, gewiß, vollends in unsrer Zeit einer auf allen Gebieten fieberhaft gesteigerten Tätigkeit, die der Menge hoher Beamter, deren ein großes Staatswesen bedarf, kaum soviel Pausen des Daseins gönnt, daß sie das Bewußtsein behalten können, noch etwas andres zu sein als Beamte. Und doch liegt gerade für unsre Verhältnisse in Platons Phantasielbild eine sehr beherzigenswerte Mahnung: daß die wich-

tigsten Aufgaben des öffentlichen Dienstes gut nur von solchen Männern erfüllt werden können, die dafür eigentlich zu schade sind.

In dem Anteil, den beide den Fragen der Erziehung einräumen, stimmt Aristoteles' Staatslehre mit der platonischen überein; im übrigen sind sie so verschieden wie die Männer selbst. Indem er an den Gedanken des Lehrers Kritik übte, hat der Jüngere seine Eigenart ausgebildet: Begriffe und Gesetze aus Tatsachen abzuleiten war überall sein Bestreben. So ist Aristoteles zu scharfer Abgrenzung der Grundformen in der Mannigfaltigkeit gegebener Verfassungen, zu klarem Anschauen ihrer Ausartungen und Übergänge, zu historischem Verständnis des den Dingen innewohnenden Dranges nach Entwicklung gelangt. Aber so sehr er im Begreifen der Wirklichkeit seine Stärke hat, ist er doch eigentlich, mit dem was er schreibt, mehr der weltabgewandte Forscher, während Platon sich durchweg als Staatsmann fühlt, der eingreifen und gestalten will. Und in einer grundlegenden Beziehung ist Aristoteles der Wirklichkeit auch mit seiner Auffassung fern geblieben: sein Staat ist immer noch die πόλις, das aus Stammverwandtschaft erwachsene, in der Regel als Stadt sich darstellende, jedenfalls in den Grenzen nachbarlichen Verkehrs beschlossene Gemeinwesen. Und dies in einer Zeit, da der große Zögling des Gelehrten ein Weltreich gründete.

In der politischen und militärischen Auseinandersetzung, die erleidet sein mußte, ehe Makedonien als Vormacht griechischer Kultur sich nach Osten wenden und die Unterwerfung Asiens beginnen konnte, ist es der Nachwelt nicht leicht gemacht, Grundlagen für ein gerechtes Urteil zu finden. Wer nur Demosthenes las, mochte meinen, es habe sich einfach um Erhaltung oder Unterdrückung ererbter Freiheit gehandelt. Je mehr man aber nach Analogie moderner Verhältnisse das Auf und Ab der Parteikämpfe, in deren Mitte Demosthenes stand, zu begreifen, die realen Faktoren, die da zusammen und gegeneinander wirkten, abzuschätzen lernte, um so mehr schwand das Idealbild des großen Bürgers und weitschauenden Staatsmannes — doch nur, um einer desto interessanteren Persönlichkeit, einem lebendigen Menschen mit menschlichen Vorzügen und Fehlern Platz zu machen —, um so mehr verstand man den gesunden Sinn auch in derjenigen Politik, die ihre Vertreter unter seinen Gegnern hatte. Sokrates hatte erst von Athen und Sparta, dann von Vertretern königlicher Gewalt in Thessalien und Sizilien erwartet, daß

sie zur Befreiung der asiatischen Griechen die Nation aufbieten würden. Als überall seine Hoffnungen getäuscht waren, erkannte er in Philipp von Makedonien den Mann, der berufen sei den Kampf gegen den Erbfeind zu unternehmen und siegreich zu führen. Wie nun freilich der Einheitsgedanke verwirklicht wurde, war es etwas ganz anderes, als was dem patriotischen Gelehrten vorgegeschwebt hatte; die Nachricht von der Schlacht bei Tharonea traf den Greis als härtester Schlag. Aber es bleibt sein Ruhm, richtig gefühlt zu haben, wie doch im Grunde das geschichtliche Recht auf Seiten des jugendstarken monarchischen Staates war, der die zerplitterten Kräfte auch des hellenischen Volkes zu neuen Aufgaben zusammenfassen sollte. Ohne die Unterwerfung seiner Staaten und Stämme durch Philipp wäre der Siegeszug seiner Sprache, seines Geistes, dem Alexander die Bahn brach, unmöglich gewesen.

Freilich, ein rein griechischer Geist war das nicht mehr, vorab die persönliche Stellung des Herrschers etwas völlig Fremdes. An der anbetenden Huldigung, die Alexander nach dem Vorbild orientalischer Großkönige für sich verlangte, nahmen auch seine Makedonen Anstoß. Man hat gestritten, ob er an seine göttliche Herkunft, die von den Priestern des Ammon in der ägyptischen Oase verkündigt wurde, selbst geglaubt, oder auch dies, wie die persische Tracht und Lebensweise, nur als Mittel benutzt habe, um den unterworfenen Völkern als der ihre zu erscheinen. Wer will das entscheiden? Auf der Höhe des Ranges und des Erfolges mögen wunderbare Vorstellungen von der besonderen Beziehung des Herrschers zur Gottheit entstehen, die auch einen klugen Sinn gefangen nehmen. Und eine Offenbarung übermenschlicher Herrscherkraft erkennt in Alexander auch der nüchterne Blick des Historikers. Zwei Jahre nach der Rückkehr vom Syphasis, noch an der Schwelle des Mannesalters, ist er gestorben; und äußerlich vermochte keiner das Reich zusammenzuhalten: aber in der Verwaltung der einzelnen Staaten, die, immer noch von ansehnlichem Umfang, aus den Kämpfen der Diadochenzeit hervorgingen, wirkten die Ordnungen fort, die der Sohn Philipps geschaffen hatte. Die Grundzüge dieser Organisation sind von Wilamowitz in knapper und lebensvoller Darstellung gezeichnet worden: wie sich da althergebrachte Formen der persischen Herrschaft mit dem neuen Elemente verschmolzen, das makedonische Offizierstreue und Beamtentüchtigkeit mitgebracht hatten. Grie-

chisch blieb die Sprache; aber die besten Männer unter den Griechen hielten sich mehr und mehr von den öffentlichen Angelegenheiten fern. Zum literarischen Charakter der hellenistischen Periode gehört diese Trennung des geistigen Lebens vom politischen, die einst für den echten Hellenen unlösbar verbunden gewesen waren.

Anderß wieder bei dem Volke, das berufen wurde, auf Jahrhunderte für die ganze Mittelmeerwelt das Geschäft des Regierens zu übernehmen: den Römern galt das Wirken für den Staat so sehr als die eigentliche Pflicht des Mannes, daß daneben für Betätigung anderer Art kaum ein Platz blieb. Zwei Gefahren, meint Cicero, lägen in der Beschäftigung mit den Wissenschaften: einmal, daß man Unausgemachtes für ausgemacht nehme, sodann, daß man zu viel Zeit und Mühe darauf verwende, auf dunkle, schwierige und nicht notwendige Dinge. Die Wissenschaften haben es mit Erforschung der Wahrheit zu tun, in veri investigatione versantur, cuius studio a rebus gerendis abduci contra officium est; virtutis enim laus omnis in actione consistit (de officiis I 6, 19). Das ist echt römisch gedacht — aus lat. otium hätte nie der Begriff hervorgehen können, zu dem sich *σχολή* entwickelt hat —; und ein echter Römer wünschte er zu sein, der es mit solchen Worten aussprach (vgl. S. 14 f.). Freilich ist ihm das nicht ganz gelungen; er selbst war in höherem Grade Gelehrter und Schriftsteller als Staatsmann. Die Bedeutung, die Cicero für uns hat und, indem wir das Altertum historisch und psychologisch verstehen lernen, immer mehr gewinnt, beruht darin, daß er uns, vor allem durch seine Briefe, mehr als irgendein anderer Gelegenheit gibt, zu erfahren wie es in einem antiken Menschen wirklich aussah; und dabei ist wieder besonders interessant die Mischung von altem Römertum und moderner, griechischer Bildung. Damals bereitete sich schon der Umschwung vor, durch den es auch hier dahin gekommen ist, daß die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten eine Art des Berufes wurde. Der Gedanke, daß die Mitarbeit daran Ehrenpflicht jedes Bürgers sei, war groß und schön und in den Grenzen eben eines bürgerlichen Gemeinwesens nützlich; man weiß, wohin er geführt hat, als das Reich darüber allzuweit hinauswuchs. Die menschliche Natur forderte ihr Recht: da ein Entgelt für die Opfer an Zeit und Vermögen, die mit der Tätigkeit in den Provinzen verbunden waren, in gesetzmäßiger Form versagt blieb, so wurde er auf anderem Wege gefunden, durch Erpressung von den Unter-

tanen. Erst das bezahlte Beamtentum der kaiserlichen Freigelassenen, die dem Herrscher für die Art, wie sie seine Aufträge ausführten, verantwortlich waren, hat den schlimmen Mißbräuchen ein Ende gemacht.

Das Werk, das Cäsar begonnen hatte, wurde von Augustus fortgeführt, von Tiberius vollendet. Der Prinzipat brachte den Ländern ums Mittelmeer eine vortreffliche Verwaltung. Mommsen, der sie im fünften Bande der Römischen Geschichte so meisterhaft geschildert hat, konnte die Frage aufwerfen, ob diese Gebiete wohl jemals vorher oder nachher in gleichmäßiger glücklicher Zustand gewesen seien. Den Beginn solches Glückes preist Horaz mit dankbarem Eifer (IV 5). Wir verstehen seine Freude; aber auch den Schmerz des ernstern Mannes vermögen wir zu teilen, der es schwer empfindet, unter Menschen zu leben, die weder volle Knechtschaft noch volle Freiheit ertragen können. Mit der bestehenden Verfassung, einer Monarchie, bei der die republikanischen Formen gewahrt bleiben, hat Tacitus seinen Frieden gemacht; er weiß, daß es zwischen schroffer Unbeugbarkeit und entehrender Unterordnung einen mittleren Weg gibt, auf dem ein wackerer Mann zu Verdienst und Ansehen gelangen mag auch unter einem schlechten Herrscher. Aber indem er das Vorgehen derer mißbilligte, die, Versagtem nachtrachtend, nur sich selbst in Gefahr stürzten, ohne anderen die Freiheit zu bringen, war er doch mit seinen innersten Gedanken auf ihrer Seite. Dieser Zwiespalt hielt ihn in quälender Spannung: zwischen der Sehnsucht nach einem Gute, das die Vorfahren besessen hatten, und der Einsicht, daß es nicht wiederhergestellt werden konnte. Das innige Verhältnis von Mensch und Staat, das zum Wesen der alten Völker, Römer wie Griechen, gehört hatte, war für immer verloren.

Noch einmal sollten beide Pflichtentzweige unter bedeutenden Verhältnissen zu eigentümlich erhabenem Ausgleich ineinandergreifen: in der Person des Weltweisen auf dem Kaiserthron, Marc Aurel. Durch seine Selbstgespräche hat er auch der Nachwelt in die Gedanken, die ihn bewegten, tieferen Einblick gewährt. Es entsprach nicht seiner Neigung, daß er die Herrschaft auf sich nehmen mußte; doch nun ist er sich seines hohen Berufes klar bewußt und erfüllt ihn, wie es Platon verlangt hatte, *οὐχ ὡς καλόν τι ἀλλ' ὡς ἀναγκαῖον πράττων*, als eine nicht schöne doch notwendige Aufgabe. Deutlich fühlt er, wie schwer es ist, als Herrscher ein echter Mensch zu sein; deshalb warnt er sich selbst vor den Einwirkungen, die seine Stellung

auf den Charakter üben kann. „Sieh zu, daß du nicht verkaiserst, daß es nicht abfärbt; denn das geschieht. Bewahre dich also selbst einfach, gut, ungeschminkt, würdig, prunklos, das Recht liebend, gottesfürchtig, wohlwollend, liebevoll, kraftvoll für das, was dir obliegt und ansteht. Ringe, daß du der bleibest, zu dem dich die Philosophie machen wollte“: so sagt er zu sich selber (VI 30). Recht schaffen tat er seine Pflicht, als Regent wie als Feldherr. In erneutem, Erfolg versprechendem Kampfe gegen die Markomannen, an der Nordgrenze des Reiches, hat den Kränkenden der Tod ereilt. Es liegt etwas Müdes, Trauriges in seinem Wesen; auch der Energie, zu der er sich bekannte und die er betätigt hat, fehlte ein Zug von Frische und Freudigkeit: anders als bei dem, der wohl sein verständnisvollster Leser gewesen ist, unserem Friedrich. —

Dem Vergleiche nachzugehen würde lohnend sein, wie jedem Vergleich, der Nahes und Entferntes zusammenbringt. Das eine wie das andre tritt dabei deutlicher hervor, und in beiden das Gemeinsame, das ewig Menschliche; nicht in starrer, entmutigender Einförmigkeit, als wäre alles eitel, sondern in lebendiger Entwicklung, die zum Hoffen und Streben vorwärts lockt. Und darin, daß es zu solchen Betrachtungen anregt, liegt ein Hauptteil des Gewinnes, den das Altertum uns bringt. Man hat freilich gemeint, der sei schwer herauszuholen, und jedenfalls der Jugend könne es nicht gelingen; denn dazu würde ein hoher Grad von Besonnenheit, von Blick für das Wesentliche gehören. Bei der großen, verwirrenden Verschiedenheit moderner Kultur von der antiken müsse, um in einem Vergleiche gerecht urteilen zu können, „jene Gabe, die sofort aus der Leistung herausreißen kann, was in ihr an erfinderischem Fleiß, Talent oder Genie verborgen liegt, aufs empfindlichste entwickelt sein“. Sagen wir „entwickelt werden“, so ist es richtig; oder soll man warten, bis eine solche Entwicklung abgeschlossen ist? Wer sich nur an Beschäftigungen vergnügt, denen er schon völlig gewachsen ist, wächst nicht weiter. Wer dagegen eine Aufgabe angreift, für deren Bewältigung Kräfte nötig sind, die in ihm noch schlummern, und sich mit Ernst bemüht diese Kräfte aufzubieten, in dem werden sie eben dadurch geweckt, gestachelt, zur Entfaltung gebracht. Fordern und Fördern sind nicht bloß dem Klange nach verwandt.

Auch die Betrachtung politischer Verhältnisse bei den Alten mündet in die große Aufgabe ein, die uns vor Augen steht.

Traditionsforschung.

Daß die lykurgische Verfassung in Sparta und die serbianische in Rom ihre Namen eigentlich mit Unrecht führen, wird heute kaum jemand bestreiten. An beiden Stellen hatten sich in selbstverständlicher Übung von alters her politische Einrichtungen gebildet und befestigt, ehe ein zum Nachdenken erwachendes Zeitalter die Frage aufwarf — und sogleich beantwortete —, wo sie denn herkämen. Da sie den Eindruck durchdachter Schöpfung machten, so mußten sie, meinte man, einen denkenden Schöpfer haben, einen weisen Mann und Wohltäter seines Volkes. Was von dessen Persönlichkeit jetzt erzählt wurde, diente dem Bestehenden zur Befräftigung, zur Weihe. Tradition und Autorität sind überall aufs engste verbunden.

Dieser Zusammenhang mag auch in umgekehrter Richtung wirksam werden. Wo doch aus persönlicher Geisteskraft ein neuer Gedanke hervortritt, und den Menschen zumutet die Art ihres Tuns zu ändern, da gelingt dies um so eher, wenn man ihnen glaubhaft machen kann, es sei im Grunde etwas Uralters, das nur aus Vergessenheit und Mißbrauch freigemacht zu werden brauche. Augustus war gewiß kein Romantiker; und doch rühmte er sich, „durch Einbringung neuer Gesetze manche vorbildlichen Gebräuche der Vorfahren wieder ins Leben zurückgeführt zu haben“; in dieser Gestalt meinte er am sichersten das Schaffen zu können, was seinem eignen Zeitalter not tat. Jede „Reform“ erhebt ja für den, der das Wort ernst nimmt, den Anspruch, Rückbildung zum Echten und Ursprünglichen zu sein. Nestor, der beste Taktiker unter den Achäerfürsten vor Troja, ermahnt seine Leute, sich nicht einzeln zu weit vorzuwagen, sondern geschlossen zu bleiben, damit einer den andern stütze und ermutige; begründend fügt er hinzu: „Auf diese Weise suchten auch die Vorfahren Burgen und Mauern zu nehmen“ (II 555. IV 297—309). In Wahrheit meldet sich hier ein Fortschritt in der Kriegskunst. Durchweg herrscht im Epos die ritterliche Sitte des Einzelkampfes; der Dichter, der selbst einer reiferen Zeit angehört, als von der er erzählt, glaubt, daß es anders besser sei: und indem er diese Ansicht einem seiner Helden in den Mund legt, nimmt sie unwillkürlich die Form an, zu behaupten, daß es in der Tat einst anders gewesen sei. Einigermaßen ähnlich verfuhr Scharnhorst, um seine grundlegenden Änderungen in der Heeresverfassung durchzusetzen. Er suchte Spuren ähnlicher Maß-

nahmen in der Vergangenheit auf und überwand Angstlichkeit und Vorurteil, vor allem beim Könige selbst, durch die beruhigende Vorstellung, daß es sich eigentlich nur darum handle, das durchzuführen, was längst als Absicht bestanden hätte. In seinem Kopfe ist es dabei wohl nicht ganz so unbewußt zugegangen wie in dem des Sängers der *Ilias*. Andererseits würde man unrecht tun, in dieser „historischen Beweismethode“, wie Max Lehmann es genannt hat, nur einen schlaun Kunstgriff zu sehen. Sehr viel mehr steckt darin.

Überall in menschlichen Zuständen, Einrichtungen, Anschauungen sind ältere und jüngere Elemente miteinander gemischt. Wo man anfängt darauf zu achten, ist immer das, was die Aufmerksamkeit weckt, irgendeine tatsächliche Verschiedenheit; wie sie mit dem Alter zusammenhänge, bleibt Sache der Vermutung. Und dabei wird das natürliche Denken von der Zubericht geleitet, das Gute sei das Eigentliche, das vom Ursprung her Gewesene, das Schlechte ein Hinzugekommenes, das wieder beseitigt werden müsse. Aus dieser stillschweigenden Annahme ist der griechische Mythos von den vier Weltaltern erwachsen, wie der hebräische von Paradies und Sündenfall. Und die meisten ethischen und politischen Reformatoren haben — wie der militärische, von dem Homer erzählt — den stärksten Antrieb, ihr Ideal zu verwirklichen, in dem Glauben gefunden, daß es schon einmal Wirklichkeit gewesen sei, und daß jetzt nur das der menschlichen Natur Gemäße wiederhergestellt werden solle. Oft genug trifft das doch auch zu. Wo Vernunft unter geänderten Umständen Unsinn geworden ist und Wohltat Plage, ja, da kommt es darauf an, der ursprünglichen Absicht inne zu werden und sie unter veränderter Gestalt wieder zur Geltung zu bringen. Von diesem Kreislauf, so wie Goethe ihn beobachtet und in Worte gefaßt hat, ist auch unsre Betrachtung des Atertums ausgegangen. Aber jeder Fall hat seine eigne Art. Wenn Brauchbares und Verkehrtes, Gutes und Böses gemischt sich zeigen, muß die Frage „Noch? oder Schon?“ jedesmal mit besonderem Eingehen geprüft werden. Und da ergibt sich im großen ein völlig geändertes Bild.

Das der geistigen Natur des Menschen Gemäße ist nicht ein von Anfang her Gegebenes, das erhalten oder verloren werden kann, sondern ein Vorschwebendes, dem die Entwicklung zustrebt. Daß in ihrem wirtschaftlichen Dasein, in der Beherrschung der Natur die Erdenbewohner Fortschritte gemacht haben, leugnet ja niemand;

aber es ist auf anderen Gebieten ebenso. Jede der Wissenschaften, die vom Menschen handeln, von seiner Sprache, seinem Denken und Forschen, seinem künstlerischen Schaffen, von seinem sittlichen Urteilen und religiösen Empfinden, alle führen zu derselben Anschauung: wie das Edle und Menschenwürdige langsam unter Kämpfen Gestalt gewinnt, wie die Menschheit aus dumpfen, tierähnlichen Zuständen allmählich zum Bewußtsein ihrer selbst und ihrer höheren Aufgaben sich emporgearbeitet hat. „Sittliche Weltordnung“ ist ein übles Schlagwort, wenn der Name dazu dient, die Fülle der Tatsachen zu verschleiern, die dem Begriffe widersprechen; das Wort ist gut, wenn es etwas bezeichnet, das nicht ist, sondern wird, nein werden soll, durch unser Zutun. So wird überall, wer in Zukunft als Reformator wirken will, dem Kinder glauben, daß wir von der Vollkommenheit abgefallen seien, die männliche Erkenntnis zur Seite stellen müssen, daß sie vielmehr unser Ziel ist, dem jedes Geschlecht und jeder einzelne, wenn sie nicht vergebens gelebt haben sollen, ein Stückchen doch näher gekommen sein muß als irgendein früherer.

Keine Entwicklung und keinen Fortschritt gibt es ohne Überlieferung; was gefunden ist, muß festgehalten werden, um zu größeren Aufgaben zu helfen. Aber hier schleicht sich nun jene feindliche Macht ein, die aus der Tradition ein Hindernis des Fortschrittes macht. Emerson sagt einmal: „Jeder Geist schafft sich ein Haus, aber dann schließt das Haus den Geist in seinen Grenzen ein.“ Das gilt noch mehr für alle die, welche es nicht selbst gebaut haben, sondern in das fertige eintreten: je wohnlicher es ist, je sicherer man sich darin fühlt, desto mehr bleibt man eingeschlossen wie von einem Gefängnis. Was war, ehe Lessing kam, in der ästhetischen Gesetzgebung der Franzosen aus der bei den Griechen entwickelten Praxis geworden, die Handlung in der Tragödie zeitlich und räumlich zu beschränken! Schiller war im Denken ein Befreier, im sprachlichen Ausdruck ein Schöpfer; man braucht sich nicht weit umzusehen, um durch die Werke seiner Nachahmer daran erinnert zu werden, daß auch die freieste und kühnste Sprache durch fortgesetzten Gebrauch konventionell wird und an Wahrheit verliert. Von Freunden und, seltsamerweise, von Feinden der Antike erleben wir es heute, wie durch Berufung auf „den“ griechischen Stil Poesie und Malerei einer lebenden Zeit von dem abgeschreckt werden sollen, was gerade die Stärke der

Griechen ausmachte, daß sie von überlieferten Darstellungsformen immer wieder der Natur sich zuwandten und der Wirklichkeit das Geheimnis neuer Wirkungen zu entlocken, zu entwinden suchten.

Gegen den Grundirrtum, der hier sein Wesen treibt, und der im Politischen und Religiösen doch noch viel ernstere Folgen hat als in Literatur und Kunst, vermag nur historische Denkweise den Kampf aufzunehmen. Der Grundirrtum liegt darin, daß man die Vergangenheit einseitig von ihren Ergebnissen aus betrachtet, also rückwärts, anstatt vor allen Dingen vorwärts, von den Voraussetzungen her, aus denen sie sich entwickelt hat.

Die Beschäftigung mit den Geisteserzeugnissen eines fremden Volkes bringt es überall mit sich, daß wir, um Gedanken, die nicht unsre eignen waren, zu verstehen, die Phantasie aufbieten müssen, uns in die Lage anderer Menschen zu versetzen; die Übung darin wird sich sogleich und unmittelbar, für den täglichen Verkehr in Beruf und Gesellschaft, nützlich erweisen. Ist das fremde Volk aber ein solches, dessen Entwicklung der Geschichte angehört, so kommt ein noch größerer, weil schwererer Gewinn hinzu. Wir werden frei aus der Befangenheit, die das Überlieferte als ein Fertiges ansieht, dessen Teile gleichartig nebeneinander stünden, und gewöhnen uns an eine Einstellung des Auges, die dazu hilft, die Fläche perspektivisch zu vertiefen und in der Gesamterscheinung das, was noch darin ist, von dem, was schon da ist, zu trennen. Wer die lateinische Syntax so nimmt, wie sie nun ist, findet beinahe eine Verkörperung logischer Gesetze; wo im einzelnen etwas abweicht, ist er bereit zu korrigieren, zu tadeln, höchstens zu entschuldigen. Wer tiefer eindringt, dem wird es lebendig, wie Denken und Sprechen wechselseitig die Kräfte messend sich gebildet haben, von sinnlicher Anschaulichkeit zu begrifflicher Klarheit; für alles, was als Zeugnis logischer Unvollkommenheit stehen geblieben ist, wird er dankbar sein, weil es einen Anhalt bietet, um den Gang des Werdens noch zu erkennen. Das Wesen homerischer Dichtkunst liegt nicht in der konventionellen Gebundenheit, die sich zuerst bemerkbar macht, vielmehr in der Kraft des Beobachtens und Aussprechens, aus der das, was wie ein Bann wirkt, einst erwachsen war, und die, immer von frischem sich betätigend, diesen Bann wieder durchbricht. Sophokles hat nicht die Wirklichkeit poetisch idealisiert, sondern die Poesie realistisch belebt; uns erscheint es nur umgekehrt, weil wir vom Ende herkommen, ihn

mit Shafespeare vergleichen, oder doch mit Euripides, der in der eingeschlagenen Richtung weitergegangen ist. Daß ἀρετή „Tugend“ heißt, lehrt das Wörterbuch, und daß Tugend ein sittlicher Begriff ist, gilt uns als selbstverständlich; wir schütteln den Kopf, daß griechische Dichter und Denker ihn ins Materielle ziehen wollen: in Wahrheit sind sie es, die ihn aus dem Materiellen herausgearbeitet haben.

Wenn ein Vogel sich eben aus der Kalkhülle befreit hat, so sieht jeder, daß die Schalen, die etwa noch anhaften, nicht das Wesentliche an ihm sind, sondern Federn und Schwingen, die sich regen und wachsen, um bald zum Fluge sich zu heben. Im Bereiche geistigen Wachstums das Lebensfähige vom Abgestorbenen zu unterscheiden ist weniger leicht. Und doch soll es gelingen, nicht ein für allemal, nein, stets aufs neue. Jeder einzelne für sich muß die Scheidung vornehmen, der selbständig seinen Platz in der Welt zu finden hofft, vollends wer andere zu leiten sich berufen fühlt. Staat und Kirche, die beiden führenden Gewalten, sollten bei ihren Beauftragten diese Kunst aufs höchste pflegen, nicht etwa niederhalten. Schon manchem Seelsorger, der sich redliche Mühe gab Abgefallene zurückzugewinnen, mag, von Leuten mit schwielligen Händen, der erbitterte Vorwurf begegnet sein: „Warum habt ihr uns belogen? Ihr habt gesagt, die Welt mit allem was darin ist, sei von Gott in sechs Tagen geschaffen worden, im Paradies habe die Schlange zu dem Weibe gesprochen: das ist ja alles nicht wahr.“ Wie er antworten soll, muß in jedem Falle dem Befragten überlassen bleiben; aber das ist sicher: er wird nichts Wirkliches zu sagen wissen, wenn er nicht selber gelernt hat, tiefsinnige Gedanken der Vorzeit aus der poetischen Form zu lösen, in der sie ans Licht getreten sind. In dem Christentum, wie es der Katechismus lehren heißt, ist die Religion, die Jesus in die Welt gebracht hat, mit nationalen Vorstellungen verschmolzen, die er nicht ganz überwunden hatte, mit Anschauungen der Zeit, in denen Paulus befangen blieb und bleiben mußte, wenn die Völker ihn verstehen sollten. In diesen Bestandteilen, die uns innerlich fremd geworden sind und deshalb am stärksten in die Augen fallen, sehen oberflächliche Gegner die Haupthache, richten dahin ihren Angriff; und kurzsichtige Anhänger machen es mit ihrer Verteidigung nicht besser — während es doch gerade darauf ankäme, aus den Fesseln historischer Bedingtheit das Ewige freizumachen und durch den Ball von Formeln, den eine zweitausendjährige Überlieferung

um das Geheimnis aufgetürmt hat, zu dem Geheimnis selbst, zu der lebendigen Seele des großen Lehrers vorzubringen.

Damit sind, wie vorher in dem Kapitel über „Mensch und Staat“, Probleme angedeutet, die auf den wichtigsten Lebensgebieten der kommenden Zeit zu schaffen geben werden. Nicht Knaben sollen sich daran versuchen, sondern Männer. Aber nur solche Männer werden helfen sie zu bewältigen, denen die Kunst, eine Überlieferung in ihre Elemente zu zerlegen, zu eigenem Können gediehen ist. Um dies zu erlangen, dazu bietet wirklich das griechisch-römische Altertum einen Ringplatz des Geistes, der durch keinen andern ersetzt werden kann. Denn es liegt uns fern genug, um als Ganzes geschichtlich betrachtet zu werden; und die Gedanken und Fragen, die wir in ihm auftauchen und wachsen sehen, in dem Jahrtausend von Homer bis zu Kaiser Marcus, sind nicht nur überhaupt wertvoll, sondern sie wirken fort, als lebendiger Schatz in unablässiger Entwicklung sich umgestaltend, nicht anders als die Bildungen der Natur. Von dort stammen die Begriffe, mit denen heute noch die denkende Menschheit ihr Werk betreibt, mit denen sie für alle Zeiten — wenn man es unsanft ausdrücken will — erblich belastet bleiben wird.

Zwei große Mächte sind es, durch die unser Dasein bedingt ist: Natur und Menschenwelt. Daß wir den Wundern der Schöpfung nicht in banger Furcht, sondern mit eindringendem Staunen gegenüberstehen, fast als Herren die Kräfte der Natur nach unserm Willen zu gebrauchen vermögen, ist die Frucht gewaltiger Geistesarbeit in einem großen, viel verzweigten Gebiete der Forschung. Philologie ist die Wissenschaft vom Menschen; auch sie, wie jede echte Wissenschaft, eine Befreierin. Indem sie die gesammelte Geisteskultur einer großen Geschichtsperiode für den forschenden Blick in eine Folge von Entwicklungsstufen auflöst, hilft sie den Zwang lockern, mit dem nun die geschlossene Masse die Epigonen gebunden hält. Daß er jemals ganz durchbrochen werde, ist weder zu fürchten noch zu hoffen. Von der Natur erkennen wir mit Goethe: „Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.“ Und im Banne der Tradition bleibt niemand rettungsloser befangen, als wer sich einbildet, sie dadurch abschütteln zu können, daß er sich nicht um sie kümmert. Im Gewordenen das Bleibende vom Erstarrten zu sondern hat er nicht gelernt; er wirft beides weg, mit der toten

Form den lebendigen Inhalt, weil die starre Begierde seine Gedanken einengt, von Überlieferung frei zu sein: so ist er doch wieder ihr Sklave, nicht in geringerem Grade als der andere, der sie ungeprüft festhalten zu müssen glaubt.

Im Grunde ist es immer dasselbe Spiel, das sich wiederholt: der Gedanke, dessen sich kühne Geistesarbeit bemächtigt hat, wird in ein Wort gefaßt, und so bekommt dieses Inhalt und Klang; indem es dann aber, mehr und mehr an bloß Empfangende weitergegeben, sich zur Formel verbraucht, entweicht jener aus der absterbenden Hülle und wandelt fort durch die Lüfte, bis er abermals eingefangen wird. Jede befreiende That wird dem Geschlechte, das ihr fertiges Ergebnis festhalten will, zu neuer Fessel, aus der neue Befreiung not tut. Das mag traurig erscheinen; vielmehr liegt etwas Tröstliches und Ermutigendes darin, zu wissen, daß in alle Zukunft keinem je die Gelegenheit fehlen wird, sich aus Gebundenheit zur Freiheit selbst hervorzarbeiten. Und auch das ist ein guter und stolzer Gedanke: die höchsten Güter des geistigen und sittlichen Lebens können niemals wie Stücke einer Erbschaft in unwürdige Hände gelangen, sondern werden immer nur für den ein wirklicher Besiz, der die Kraft und den Mut hat, sie mit eigner Mühe frisch zu erwerben.

Aber ist der Weg der Geistesbildung, der hier beschrieben wurde, nicht gefährlich? Wenn die Jugend schon zur Traditionsforschung, zur Analyse überlieferter Begriffe angeleitet werden soll, wird sie damit nicht zu frühreifer Kritik verlockt? Und das Altertum: Stoff genug zu solcher Übung mag es ja liefern; soll es denn aber für immer darauf verzichten, etwas Vorbildliches, Ewiggültiges darzustellen? Sein Anspruch, als erzieherische Macht zu wirken, war doch eben hierin begründet. — Die Antwort auf solche Bedenken ist durch alles Vorhergehende hoffentlich so weit vorbereitet, daß sie nicht mehr vieler Worte bedarf.

Je mehr ein Knabe zum Jüngling heranreift, desto größeren Anteil an seiner Erziehung gewinnen Freunde, die mit ihm streben, doch an Alter und Erfahrung voraus sind; auch der Lehrer wird sich um so mehr Einfluß bewahren, je besser er es versteht allmählich in diese Haltung überzugehen. So ist es auch im großen. Jahrhunderte hindurch hat das Altertum mit der Gewalt des Dogmas die Völker erzogen. Das ist vorbei: die moderne Menschheit ist

selbständig geworden. Was ihr not tut, ist der ältere Freund, mit dem man wie mit einem Gleichen verkehrt, an dem man emporwächst, während er selbst mitgeht. Und die Antike, im Wandel der Zeiten immer neu von der Wissenschaft erfaßt, wandelt selbst ihr Aussehen. Wer sie in einer bestimmten, dem Kultus dienenden Beleuchtung festhalten will, behandelt sie wie eine altdeutsche Bauernstube, die in ein Museum gestellt wurde: das Bett ist aufgeschlagen, der Tisch gedeckt, die Lampe gepuht; aber eine Inschrift warnt, daß man nichts anrühre. Uns soll in dem, was wir von Griechen und Römern ererbt haben, eine Wohnung bereitet sein, in der wir heimisch werden; erst so können wir uns des lebendigen Besizes recht erfreuen.

„Die Welt besteht dadurch, daß ihre einzelnen Erscheinungen vergehen“: das ist der gemeinsame Grundgedanke zweier Goethischen Gedichte, von denen das eine die Unablässigkeit des Vergehens, das andre die Ewigkeit des Seins verkündigt. Gemeint ist dort die Körperwelt; aber von der geistigen gilt das gleiche. Auch hier sind die Wellen des Flusses, die den Schwimmenden tragen, immer wieder andere; und doch bilden sie alle zusammen den mächtigen Strom, der aus ferner Vergangenheit zu uns heranrauscht und in unabsehbare Zukunft weitergeht. In dem alten Streite, wie Heraklit und die Eleaten ihn geführt haben, kann die Lösung des Problems nur durch eine Verbindung der Betrachtungsweisen gelingen. Wer in dem Äußeren eines geistigen Zustandes das Dauernde sucht, wird erkennen, daß er Unmögliches verlangte: das scheinbar Feste zergeht vor seinen Augen; denn alles, was Gestalt gewonnen hat, wandelt sich wieder. Wer aber nur auf den unaufhörlichen Wechsel der Bilder den Blick gerichtet hält, auch dem bleibt das Wesen der Dinge verborgen, das Ewige, das in allem sich regt. So ist das, was Griechen und Römer in die Welt gebracht haben, das Altertum, unzerstörbar in seinem Sein, unerschöpflich in seinem Werden. Eben deshalb ändert sich beständig der Anblick, den es uns bietet, weil es als fortwirkende Macht mitten im Leben steht.

Literatur.

Zweck der folgenden Zusammenstellung ist nicht etwa, die Schriften anzugeben, aus denen ich Material entnommen oder Anregung empfangen habe. Das gäbe ein umfangreiches Verzeichnis, mit dem doch die Leser dieses Buches nicht viel würden anfangen können. Ihnen wird mehr daran gelegen sein, auf Werke und Aufsätze hingewiesen zu werden, mit deren Hilfe sie eine ungelehrte doch nicht unwissenschaftliche Betrachtung des Altertums weiter pflegen könnten. Darunter kommen natürlich auch solche vor, die zugleich für die Forschung bedeutend und so auch von mir benutzt worden sind.

Von den Schriften der Gegner sind die ernsthaftesten: **Paul Herrlich**, Das Dogma vom klassischen Altertum in seiner geschichtlichen Entwicklung. 1894. — **Arthur Bonus**, Vom Kulturwert der deutschen Schule. 1904. — **Ludwig Hatvany**, Die Wissenschaft des Nichtwissenswerten. 1908.

Gesamtdarstellungen bieten als Freunde und Kenner des Altertums: **Thaddäus Bielinski**, Die Antike und wir. Vorlesungen. Autorisierte Übersetzung von **E. Schoeler**. Zuerst 1905. — **U. v. Wilamowitz-Moellendorf**, **A. Krumbacher**, **J. Wackernagel**, **Fr. Leo**, **E. Norden**, **E. Skutsch**: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. Teil I Abteilung VIII des von **Hinneberg** herausgegebenen Sammelwerks „Die Kultur der Gegenwart“. Zuerst 1905. — Von **O. Crusius**, **O. Immisch** und **Th. Bielinski** wird seit 1911 im Verlage von **Theodor Weicher** in Leipzig eine Sammlung von Einzeldarstellungen herausgegeben unter dem Titel „Das Erbe der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike“.

Für bildende Kunst sind an populären Werken zu empfehlen: **Anton Springers** Handbuch der Kunstgeschichte I. Das Altertum. Bearbeitet von **Adolf Michaelis** (Zuletzt 1911). — **A. Furtwängler** und **H. L. Ulrichs**, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur. Handausgabe (in Oktav), 3. Aufl. 1911. — **Max Sauerlandt**, Griechische Bildwerke. (Verlag von Langewiesche in Düsseldorf und Leipzig.) Zuerst 1907. — **Hans Wachtler**, Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Relieffarkophage. Eine Einführung in die griechische Plastik. (Aus Natur und Geisteswelt, 272. Bändchen) 1910. — **Emanuel Löwy**, Die griechische Plastik. Zwei Teile. 1911. — **Franz Winter**, Griechische Kunst (in Bd. II der von **Gerde** und **Norden** herausgegebenen „Einführung in die Altertumswissenschaft“) 1910. — **Ernst Ruschor**, Griechische Vasenmalerei. Mit 150 Abbildungen. 1913. — Wichtige Einzelschriften oder Abhandlungen: **Michaelis**, Die archäolo-

gischen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts. 1906. — Derselbe, Von griechischer Malerei. Deutsche Revue XXVIII (1903) S. 210 ff. — Reinhard Kekulé, Die Vorstellungen von griechischer Kunst und ihre Wandlungen im 19. Jahrhundert. Berliner Rektoratsrede, 1901. — Emanuel Löwy, Dypsis und seine Stellung in der griechischen Plastik. (Heft 127 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge) 1891. — Furtwängler, Über griechische Kunst. Deutsche Rundschau, April 1905.

Übersetzungen. — Bei Vossens Homer ist darauf zu achten, daß von den verschiedenen Auflagen der Odyssee die von 1781 den Vorzug der Frische und Ursprünglichkeit hat; sie ist deshalb in neuerer Zeit mehrfach wieder abgedruckt worden. — Griechische Tragödien, übersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, drei Bändchen, seit 1899. I: Sophokles' Oidipus; Euripides' Hippolytos, Der Wütter Wittgang, Herakles. II: Euripides' Kyklop, Alkestis, Medea, Troerinnen. III: Aeschylus' Orestie. — Aristophanes' Komödien, von Joh. Gustav Droysen, drei Teile, 1835—37. — Griechische Einakter, für Haus und Bühne verdeutscht von Gustav Eskuche. Halle a. d. S. 1913. — Herodots Geschichten, übersetzt von Friedrich Lange, zuerst 1811, später neu herausgegeben in der Reclamschen Universalbibliothek. — Platons Phädrus und Gastmahl. Übersetzt mit einleitendem Vorwort von A. Lehms. 1869. — Aristoteles' Politik. Erstes, zweites und drittes Buch. Mit erklärenden Zusätzen ins Deutsche übertragen von Jacob Bernays. 1872. — Aristoteles' Poetik, übersetzt und eingeleitet von Theodor Gomperz. 1897. — Klassisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung, von Emanuel Geibel. Zuerst 1875. — Vor einigen Jahren erschien: Liederdichtung und Sprachweisheit der alten Hellenen in Übertragungen von Lorenz Straub. Berlin und Stuttgart (W. Spemann) o. F. Hier sind literarhistorische Einleitungen und Erläuterungen beigegeben. — Griechische Märchen. Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klassischen Altertum, ausgewählt und übertragen von Aug. Hausrath und Aug. Marx. (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.) 1913 — Sermonen des D. Horatius Flaccus. Deutsch von E. Bardi. Vierte Auflage 1914. — Römische Komödien. Deutsch von demselben. Drei Bände (die beiden ersten in zweiter Auflage) 1908/13. — Von demselben: Römische Charakterköpfe in Briefen; vornehmlich aus Caesarischer und Traianischer Zeit. 1913. — Amor und Psyche. Ein Märchen. Aus dem Apulejus übersetzt von Albert Mosbach. 1886. — — Das neue Testament, übersetzt von Carl Weizsäcker; zuerst 1874, seitdem vielfach neu aufgelegt. — Dasselbe, übersetzt in die Sprache der Gegenwart von Curt Stage; zuerst 1896/7 (in Reclams Universalbibliothek). *

Neue Übersetzungen von Werken der griechischen und römischen Philosophie erscheinen jetzt im Verlage von Eugen Diederichs in Jena. — Eine umfassende Sammlung von „Klassikern des Altertums“ veranstaltet Georg Müllers Verlag in München, größtenteils Neudrucke älterer,

bewährter Übersetzungen (z. B. von Wieland, Schleiermacher, Adolf Stahr), doch auch frische Beiträge. Durchaus Neues bieten die Brüder **Hornesfer** in der von ihnen herausgegebenen Sammlung „Antike Kultur. Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache“ (Verlag von Dr. W. Kinthardt in Leipzig).

Zur Literatur und Philosophie: **Ivo Bruns**, Das literarische Porträt der Griechen im fünften und vierten Jahrhundert vor Christi Geburt. 1896. — Derselbe, Die Persönlichkeit in der Geschichtsschreibung der Alten. 1898. — **Theodor Gomperz**, Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie. Drei Bände, 1896 (2. Aufl. 1902) — 1909. — **Wilh. Windelband**, Platon. (In Frommanns Klassikern der Philosophie.) — **Eduard Schwartz**, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Zwei Bändchen; zuerst 1902. 1910. — **Friedrich Leo**, Die Originalität der römischen Literatur. Göttinger Festrede, 1904. — **Ch. Zielinski**, Cicero im Wandel der Jahrhunderte. 1897 (3. Aufl. 1912).

Zur Politik und Geschichte: **Karl Jentsch**, Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum. 1900. — **Eduard Meyer**, Die Sklaverei im Altertum. Vortrag, 1898. — **Kudolf Schoell**, Die Anfänge einer politischen Literatur bei den Griechen. Münchener Festrede, 1890 — **Friedrich Cauer**, Ciceros politisches Denken, 1903 — **U. v. Wilamowitz-Moellendorff** und **B. Niese**, Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer. Teil II, Abteilung IV 1 der „Kultur der Gegenwart“. 1910.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Von deutscher Spracherziehung. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung). 1906. Geb. M. 4.80.

Charakter und Bildung. Über Idealismus. Zwei Schulreden. Flensburg (O. Hollesen). 1897. M. 0.80.

Dichter und Schauspieler. Betrachtungen im Anschluß an die Festspiele des Rheinischen Goethe-Vereins in Düsseldorf (L. Voß u. Cie.). 1904. M. 1.20.

Schiller ein Betreuer. Düsseldorfer Festrede. Gütersloh (C. Bertelsmann). 1905. M. 0.30.

Stebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform. Gesammelte Aufsätze. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung). 1906. M. 4.00.

Aus Beruf und Leben. Heimgebrachtes. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung). 1912. Geb. M. 9.00.

Unsere Erziehung durch Griechen und Römer. Berlin (Julius Springer). 1890. M. 1.20.

Wissenschaft und Schule in ihrem Verhältnis zum klassischen Altertum. Vortrag, gehalten in Berlin, Dezember 1909. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung). 1909. M. 1.00.

Die Kunst des Übersetzens. Ein Hilfsbuch für den lateinischen und griechischen Unterricht. Fünfte Auflage. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung). 1909. Geb. M. 3.60.

Grammatica militans. Erfahrungen und Wünsche im Gebiete des altsprachlichen Unterrichts. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung). Dritte Auflage. 1912. Geb. M. 12.00.

Palaestra vitae. Das Altertum als Quelle praktischer Geistesbildung. Dritte Auflage. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung). Geb. M. 3.60.

Wort- und Gedankenspiele in den Oden des Horaz. Kiel und Leipzig (Lipsius und Tischer). 1892. M. 1.00.

Das griechische Lesebuch von Wilamowitz. Seine wissenschaftliche und seine praktische Bedeutung. Leipzig und Berlin (B. G. Teubner). 1904. M. 0.80.

Homers Odyssee für den Schulgebrauch erklärt von Karl Friedrich Ameis und Carl Hentze, neu bearbeitet von P. C. Zweiter Band, Heft 1 (ν—σ), neunte Auflage. 1910. Geb. M. 2.—; Heft 2 (τ—ω), zehnte Auflage. 1911. Geb. M. 2.30. Leipzig und Berlin (B. G. Teubner).

Homers Ilias (ebenso). Erster Band, Heft 1 (Α—Γ), siebente Auflage. 1913. Geb. M. 2.—. Leipzig und Berlin (B. G. Teubner).

Grundfragen der Homerkritik. Leipzig (S. Hirzel). Dritte Auflage in Vorbereitung.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

FR. BAUMGARTEN † · FR. POLAND · R. WAGNER

DIE HELLENISCHE KULTUR

DRITTE, STARK VERMEHRTE AUFLAGE

Mit 479 Abbildungen, 9 bunten, 4 einfarbigen Tafeln, einem Plan und einer Karte. gr. 8. 1913.

Geheftet M. 10.—, in Leinwand gebunden M. 12.50.

„Eine wohlgelungene Leistung, die mit großer Gewissenhaftigkeit gemacht und von reiner Begeisterung für die Sache getragen ist. Die Sorgfalt und die Kenntnis der Verfasser verdienen aufrichtige Anerkennung: das Ergebnis ist ein Buch, das ein glückliches Muster populärer Behandlung eines manchmal recht spröden Stoffes darstellt.“
(Historische Vierteljahrschrift.)

DIE HELLENISTISCH- RÖMISCHE KULTUR

Mit 440 Abbildungen, 5 bunten, 6 einfarbigen Tafeln, 4 Karten und Plänen. gr. 8. 1913.

Geheftet M. 10.—, in Leinwand gebunden M. 12.50.

... Der Ausdauer und dem Fleiße der Verfasser ist es gelungen, uns ein lebensvolles und umfassendes Bild dieses rastlos arbeitenden, neue Werte schaffenden, eine allgemein menschliche Kultur anbahnenden Teiles des Altertums zu geben und die Fäden bloßzulegen, die uns Epigonen, denen ob ihrer Fortschritte und Erfolge leicht der Kamm schwillt, an die großen und ewigen Lehrmeister knüpfen. ...
(Deutsches Philologenblatt.)

Die Kultur der Gegenwart

Ihre Entwicklung und ihre Ziele
Herausg. von Prof. Paul Hinneberg

Teil I, Abt. 8

Die Griechische und Lateinische Literatur und Sprache

3. Aufl. Lex.-8. 1912. M. 12.—, in Leinwand geb. M. 14.—, in Halbfr. M. 16.—

Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache. Die griechische Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorf. — Die griechische Literatur des Mittelalters: J. Krumbacher. — Die griechische Sprache: J. Wackernagel. — II. Die lateinische Literatur und Sprache. Die römische Literatur des Altertums: Fr. Leo. — Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. — Die lateinische Sprache: F. Skutsch.

Teil II, Abt. 4, I

Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer

Lex.-8. 1910. M. 8.—, in Leinwand geb. M. 10.—, in Halbfr. M. 12.—

Inhalt: I. Staat und Gesellschaft der Griechen: U. v. Wilamowitz-Moellendorf. — II. Staat und Gesellschaft der Römer: B. Niese.

Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums. Von Gustav Billeter. 1911. Geh. M. 12.—, in Leinw. geb. M. 13.—.

„Billeter bietet uns hier eine Frucht langjährigen, mühseligen Sammelfleißes und kritischer Geschichtsbetrachtung.“ (Berliner Philologische Wochenchrift.)

Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Von Eduard Schwartz.

1. Reihe: 1. Hesiod und Pindar; 2. Thukydides und Euripides; 3. Sokrates und Plato; 4. Polybios und Poseidonios; 5. Cicero.
4. Auflage. 1912. — II. Reihe: 1. Diogenes der Hund und Krates der Kyniker; 2. Epikur; 3. Theokrit; 4. Eratosthenes; 5. Paulus.
2. Auflage. 1911. Geh. je M. 2.20, geb. je M. 2.80.

„... Schwartz beherrscht den Stoff in ganz ungewöhnlicher Weise. Wir lernen jeden einzelnen der geistigen Heroen als ein mit innerer Notwendigkeit aus seiner Epoche hervorgehendes Phänomen betrachten und einschätzen.“ (Das literarische Echo.)

Römische Charakterköpfe in Briefen, vornehmlich aus caesarischer und trajanischer Zeit. v. C. Bardt. Mit Karte. 1913. M. 9.—, geb. M. 10.—.

„Daß uns diese antiken Texte in zuverlässiger und geschmackvoller Übersetzung vorgeführt werden, bedarf, wo es sich um eine Arbeit Bardts handelt, nicht besonderer Hervorhebung.“ (Deutsche Literaturzeitung.)

Homer. Von Georg Finsler. 2. Auflage. I. Teil: Der Dichter und seine Welt. 1914. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—. — II. Teil: Kritisch-ästhetische Erläuterungen zu den Gedichten. [Unter der Presse.]

„Das Buch bietet unendlich viel mehr, als der Titel vermuten läßt. Denn es werden so ziemlich alle Fragen behandelt, die sich auf Homer beziehen, mit Ausnahme der rein textkritischen und sprachlichen Untersuchungen.“ (Deutsche Literaturzeitung.)

Homer in der Neuzeit. Von Dante bis Goethe. Italien. Frankreich. England. Deutschland. Von G. Finsler. 1912. M. 12.—, geb. M. 14.—.

Das Buch stellt die Geschichte Homers bei den modernen Völkern dar. Besondere Aufmerksamkeit ist dem Verhältnis der Dichter, vor allem der epischen, zu Homer geschenkt.

Homer. Dichtung und Sage. Von Erich Bethe. In 3 Bänden. I. Band: Ilias. 1914. Geh. M. 8.—, in Halbpergament geb. M. 9.50.

Der erste Band gibt nach Behandlung von Vorfragen über Form und Vortragsgelegenheit des lebendigen Epos und sein Verhältnis zur chorischen Lyrik eine Analyse der Ilias.

Die griechische Tragödie. Von Joh. Geffcken. 2. Aufl. Mit einem Plan des Theaters des Dionysos zu Athen. 1911. M. 2.—, geb. M. 2.60.

„Das feinsinnige Bächlein sei den Schülern wie auch den Lehrern bestens empfohlen.“ (Frankfurter Zeitung.)

Die Sagen des klassischen Altertums. Von H. W. Stoll. 6. Auflage. Neu bearbeitet von Hans Lamer. 2 Bände mit 79 Abbildungen im Text und auf 6 Tafeln. 1907. Geb. M. 6.—.

Die Götter des klassischen Altertums. Von H. W. Stoll. 8. Auflage. Neu bearbeitet von Hans Lamer. Mit 92 Abb. 1907. Geb. M. 4.50.

Antike Technik. Sechs Vorträge von Hermann Diels. Mit 50 Abbildungen und 9 Tafeln. 1914. Geh. M. 3.60, geb. M. 4.40.

Die Vorträge beabsichtigen weiteren Kreisen der Gebildeten, vor allem auch der Jugend unserer höheren Schulen, ein Bild von dem regen Leben zu geben, das auch in der Technik innerhalb des griechisch-römischen Altertums geherrscht hat.

Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Von Thaddaeus Zieliński. 3. vermehrte Auflage. Geh. M. 6.—, in Leinw. geb. M. 7.—.

„Das Schriftchen ist mit Geist, mit reichem Wissen und freiem Blick für Geschichte, Menschentum und Kultur geschrieben.“ (Historische Vierteljahrschrift.)

Aus Natur und Geisteswelt

Jeder Band geheftet. M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Griechische Weltanschauung. Von Max Wundt. (Bd. 329.)

Das Buch sucht nicht die Philosophie in die Einzelheiten ihrer historischen Entwicklung zu begleiten, sondern will die griechische Weltanschauung in ihrer inneren Einheit erfassen. Es sollte dabei deutlich werden, daß die Griechen die typischen Formen der Weltanschauung überhaupt, die stets von neuem, nur in Einzelzügen abgewandelt hervortreten, ausgebildet haben.

Die Religion der Griechen. Von Ernst Samter. (Bd. 457.)

Die Schilderung geht aus von den Vorstellungen, die den Griechen mit den Völkern primitiver Kultur gemeinsam sind, von der Beseelung der Dinge und von der Tierverehrung. Dann werden Sondergötter und Totenkult behandelt, das Verhältnis der Volksreligion zu der stark abweichenden homerischen Religion, die Demeter- und Dionysosreligion und die orphische Lehre, ferner wird von den Hauptformen des Kultus berichtet, von Priestern, Orakeln, von Tempelheilungen, Sühnungen, vom häuslichen Gottesdienst, vom Zauber, von dem Verhältnis von Religion und Sittlichkeit und den ethisch-religiösen Anschauungen der großen Dichter. Die religiösen Vorstellungen erläutern, sonst zumeist schwer zugängliche Abbildungen ergänzen den Text.

Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage.

Eine Einführung in die griechische Plastik. Von Hans Wachtler.
Mit 8 Tafeln und 32 Abbildungen. (Bd. 272.)

Das Bändchen gibt, durch zahlreiche Tafeln und Abbildungen unterstützt, an der Hand der Entwicklung des uns durch alle Epochen in besonderer Vollständigkeit erhaltenen griechischen Sarkophagreliefs einen Querschnitt durch die gesamte Geschichte der griechischen Plastik, zugleich ihren Zusammenhang mit Kultur- und Religionsgeschichte darlegend.

Die dekorative Kunst des Altertums. Eine populäre Darstellung von Frederik Poulsen. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Oswald Gerloff. Mit 122 Abbildungen. (Bd. 454.)

Das Buch sucht, auf der Erforschung der Stilzusammenhänge fußend, die reiche Ornamentwelt des Altertums weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Erich Ziebarth. 2. Auflage. Mit 23 Abbildungen und 2 Tafeln. (Bd. 131.)

Der Band sucht, unterstützt von Stadtplänen und Abbildungen, ein anschauliches Bild zu entwerfen von dem Aussehen einer altgriechischen Stadt und von dem städtischen Leben in ihr, auf Grund der Ausgrabungen und der inschriftlichen Denkmäler.

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Friedrich v. Duhn. 2. Auflage. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 114.)

„Ein feines Büchlein ist es, in dem uns der Heidelberger Archäologe Pompeji schildert, vortrefflich geeignet, dem Gebildeten zu zeigen, welche reiche Fundgrube der Erkenntnis die verschüttete Stadt für die gesamte Kulturgeschichte ist.“ (Frankfurter Zeitung.)

Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Otto Neurath. (Bd. 258.)

„Der schwierige Versuch, einen Abriß der antiken Wirtschaftsgeschichte in so engem Rahmen zu geben, kann als geglückt bezeichnet werden. Der Verfasser verliert sich nirgends in Einzelheiten, und das Gesamtbild der Wirtschaftsverhältnisse ist plastisch herausgearbeitet.“ (Deutscher Reichsanzeiger.)

Die sozialen Kämpfe im alten Rom. Von Leo Bloch. 3. Aufl. Bd. 22.

„Wer ohne Vorkenntnisse etwas von der römischen Sozialgeschichte zu erfahren wünscht, findet hier eine Darstellung, die auf selbständigem Quellenstudium beruht und mit besonnenem Urteil und einem hellen Blick für das Leben geschrieben ist.“ (Wochenschrift f. klassische Philologie.)

Teubners Kleine Fachwörterbücher

geben rasch und zuverlässig Auskunft auf jedem Spezialgebiete und lassen sich je nach den Interessen und den Mitteln des einzelnen nach und nach zu einer Enzyklopädie aller Wissenszweige erweitern.

„Mit diesen kleinen Fachwörterbüchern hat der Verlag Teubner wieder einen sehr glücklichen Griff getan. Sie erziehen tatsächlich für ihre Sondergebiete ein Konversationslexikon und werden gewiß großen Anklang finden.“ (Die Werte.)

„Wer ist jetzt in der Lage, teure Nachschlagebücher zu kaufen? Wie viele aus den Reihen der Volkshochschulbesucher verlangen nach Handreichungen, die das Studium der Natur- und Geisteswissenschaften ermöglichen. Die Erklärungen sind sachlich zutreffend und so kurz als möglich gegeben, das Sprachliche ist gründlich erfasst, das Wesentliche berücksichtigt. Die Bücher sind eine glückliche Ergänzung der Bändchen „Aus Natur und Geisteswelt“ des gleichen Verlags. Selbstverständlich ist dem neuesten Stande der Wissenschaft Rechnung getragen.“ (Pädagog. Arbeitsgemeinschaft.)

„Diese handlichen Nachschlagebücher bieten nach Form und Inhalt Vorzügliches und werden sich, wie zu erwarten steht, in unseren Volkbüchereien schnell einbüßern.“ (Blätter für Volksbibliotheken.)

Daher erschienen:

- Philosophisches Wörterbuch. 9. Aufl. V. Studentat Dr. P. Thormeyer. (Bd. 4.) M. 4.—
Psychologisches Wörterbuch von Dr. Fritz Giese. Mit 60 Fig. (Bd. 7.) M. 3.50
Wörterbuch zur deutschen Literatur von Studentat Dr. H. Kahl. (Bd. 14.) M. 4.—
*Musikalisches Wörterbuch von Privatdoz. Dr. J. H. Moser. (Bd. 12.)
*Wörterbuch zur Kunstgeschichte von Dr. H. Vollmer.
Physikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. G. Berndt. Mit 81 Fig. (Bd. 5.) M. 4.—
*Chemisches Wörterbuch von Privatdozent Dr. H. Remb. (Bd. 10.)
*Astronomisches Wörterbuch v. Observator Dr. H. Naumann. (Bd. 11.)
Geologisch-mineralogisches Wörterbuch von Dr. E. W. Schmidt. Mit 211 Abb. (Bd. 6.) M. 4.—
Geographisches Wörterbuch von Prof. Dr. O. Kende. I. Allgem. Erdkunde. Mit 81 Abb. (Bd. 8.) M. 4.— *II. Wörterbuch der Länder- und Wirtschaftskunde. (Bd. 13.)
Zoologisches Wörterbuch von Dir. Dr. Th. Knottnerus-Meyer. (Bd. 2.) M. 3.50
Botanisches Wörterbuch von Dr. O. Gerke. Mit 109 Abb. (Bd. 1.) M. 3.50
Wörterbuch der Warenkunde von Prof. Dr. M. Pietsch. (Bd. 3.) M. 4.—
Handelswörterbuch von Handelschuldir. Dr. V. Sittel u. Justizrat Dr. M. Strauß. Zugleich fünfsprachiges Wörterbuch, zusammengestellt von V. Armhaus, verpl. Dolmetscher. (Bd. 9.) M. 4.—
* in Vorbereitung bzw. unter der Presse (1922)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Die angegebenen Preise
sind Grundpreise, die gegenwärtig (November 1922), den seihgen Verstellungs-
und allgemeinen Unkosten entsprechend, mit der Teuerungsziffer 100 (für Schulbücher,
mit * bezeichnet, mit 70) zu vervielfältigen sind.

Europa

Grundzüge der Länderkunde. Band I

Von A. Hettner. 2., gänzl. umg. Aufl. Mit Taf. u. Karten. (U. d. Pr. 1922.)

Der vorliegende I. Band der „Grundzüge der Länderkunde“ bietet eine zusammenfassende Darstellung der Länder Europas in ihrer neuen Gestalt auf wissenschaftlicher, aber gemeinverständlich Grundlage. - II. Band: Außereuropäische Erdteile. (In Verh. 22.)

Astronomie

Unter Redaktion von J. Hartmann bearbeitet von zahlreichen Fachgelehrten.
(Die Kultur der Gegenwart. Teil III, Abt. III, Bd. 9.) M. 20.-, geb. M. 25.-

„Soll ich in kurzen Worten mein Urteil über das Buch zusammenfassen, so möchte ich sagen: Bei völliger Freiheit ruhloser Spekulationen verbindet es eine Übersicht über die gesamte astronomische Forschung mit einer historischen Darstellung des Einflusses der Sternkunde auf das äußere Leben und Weltanschauung aller Kulturvölker.“ (Aöln. Volksztg.)

Anthropologie

Unter Redakt. v. G. Schwalbe u. E. Fischer bearb. von zahlr. Fachgelehrten.
(Die Kultur der Gegenwart. Teil III, Abt. V.) Geb. ca. M. 20.-, geb. ca. M. 25.-

In dem Werk wird erstmalig ein abgerundetes Bild der Gesamtgebiete der Anthropologie, Völkertunde und Mischgeschichte in streng wissenschaftlicher und zugleich gemeinverständlich Darstellung aus der Feder bester Kenner geboten.

Astrophysik

9., Neubearb. Aufl. von Schreiners Populärer Astrophysik. Von K. Grass.
Mit 254 Tafeln und 17 Figuren. Geb. M. 12.-, geb. M. 15.60

Das Werk bietet in der Neuauflage eine auch dem gebildeten Laien zugängliche Einführung in die neuesten außerordentlichen Fortschritte der astrophysikalischen Forschung und entwickelt ein vollständiges Bild des Kosmos, der Sonne, der Planeten, der Systeme und Nebelsterne, wie es sich darnach darstellt.

Führer durch unsere Vogelwelt

Von B. Hoffmann. 2., verm. u. verb. Aufl. Mit zahlr. Notenbildern, Vogelliedern u. Bildschmud. Geb. M. 6.80. II. Teil: Vom Bau und Leben des Vogels. (Erscheint rechtzeitig vor Weihnachten 1922.)

Leubners Naturwissenschaftliche Bibliothek

U. a. gehören zur Sammlung: Große Physik. Von Joh. Kerschein. • Physikalisches Experimentierbuch. Von B. Rebenkoff. In 2 Teilen. • Chemisches Experimentierbuch. Von K. Scheid. In 2 Teilen. • Geologisches Wanderbuch. Von K. O. Volk. In 2 Teilen. • Geographisches Wanderbuch. Von A. Berg. 2 Aufl. • Große Biologen. Von W. Maß. • Biologisches Experimentierbuch. Von E. Schäffer.

Mathematisch-Physikalische Bibliothek

Hrsg. von W. Liehmann und A. Witting. Jeder Band M. 1.-
Neu erschienen: Einführung in die Trigonometrie. Von A. Witting. (Bd. 49.)
Abgekürzte Rechnung. Von A. Witting. (Bd. 47.) Funktionen, Schaubilder, Funktions tafeln. Von A. Witting. (Bd. 48.) Mathematik und Biologie. Von M. Schöps. (Bd. 42.) Die mathematischen Grundlagen der Lebensversicherung. Von B. Schäfer. (Bd. 46.) Atom- und Quantentheorie. Von P. Kirchberger. (Bd. 44.)
Unter der Presse: Trugschlüsse. Von W. Liehmann. (Bd. 50.) Wie man einstens rechnete. Von E. Zeitwels. (Bd. 49.) Ebene Geometrie. Von B. Kerp.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Princeton University Library



32101 064229154

